

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Presse. 1890-1944 1943

2.4.1943 (No. 78)

Verlag: Badische Presse, Grenzmarkt-Vertrieb und Verlag G. m. b. H., Karlsruhe (Baden), Verlagsgebäude: Kaiserplatz 28, 2. Stock, 70000, Karlsruhe. Telefon: 9550-53, nachts nur 9552. Hauptgeschäftsstelle, Schriftleitung u. Druckerei: Kaiserplatz 28, Postfach 1000, Karlsruhe. Telegramm-Adresse: Badische Presse, Karlsruhe. Postfach 1000, Karlsruhe. Rund 500 Ausgabestellen in Stadt und Land. Geschäftsstellen in Aachen, Baden-Baden, Bruchsal u. Offenburg. Die Wiedergabe eigener Berichte der Badischen Presse ist nur bei genauer Quellenangabe gestattet. - Für unvollständige Überlieferung von Beiträgen übernimmt die Schriftleitung keine Haftung.

Badische Presse

und
Handels-Zeitung Badische Landeszeitung
General-Anzeiger für Süddeutschland

Heute
neuer
Roman

59. Jahrgang / Nummer 78

Karlsruhe, Freitag, den 2. April 1943

Einzelpreis 10 Pf.

Blick in den Sumpf der Londoner Slums

Die deutschen Bomben brachen eine Eiterbeule auf - Kommissionsbericht über die schandbarsten sozialen Zustände Londons

Tg. Stockholm, 2. April. „Blick durch ein Fenster in das Stadt-Leben“ nennt die „Times“ anheimelnd harmlos einen in Buchform veröffentlichten Bericht einer halbamtlichen weißlichen Studiengesellschaft über die sozialen, gesundheitlichen und moralischen Zustände in den berühmten Slums der Glendonsviertel der englischen Großstädte. Der offizielle Titel lautet etwas verändert: „Unsere Städte in den Jahren 1939-42“, herausgegeben von Oxford-University-Verlag. Die ganze Ausgabe kostet 5 Schilling. Das ist nicht viel Geld für all das fast Unfassbare, was an Ekelregendem, Abstoßendem, ungläubigen Mordstücken und elend Verfallenen für den sicher sehr erlauchten englischen Durchschnittsleser hier schwarz auf weiß und in sehr trockener wissenschaftlicher und altjungferlicher Sprache geboten wird.

Dass es solche Zustände in Polen und der Sowjetunion gab, war auch in der englischen Öffentlichkeit bekannt, daß man aber in England beispielsweise einige Straßen hinter der Londoner City in eine Welt des unvorstellbaren Elends untertauchen konnte, daran wollte niemand glauben, weil sie es nicht wahrhaben wollten. Aber dieses wäre es ihnen niemals eingefallen, etwa selbst den Dingen auf den Grund zu gehen. Dazu bedurfte es schon eines sehr drastischen Anstoßes von außen: es waren die deutschen Luftangriffe auf die Städte Englands in den Jahren 1940/41.

Als damals unter den deutschen Luftangriffen eine große Welle der Evakuierten und Flüchtlinge aus den Städten in England einsetzte, waren die Bombengeschädigten zwangsweise in die bisher so wohlhabendsten Heimstätten des Bürgertums gesteckt eingewickelt. In diese Häuser ergoß sich ein Strom von Menschen, darunter Hunderttausende von Kindern und Müttern aus einer Welt, von deren Existenz die Bürger Englands auch nicht die kleinste Ahnung gehabt hatten, mit der sie aber, wenn sie sie gekannt hätten, aufs Entschiedenste jeden Kontakt abgelehnt hätten. Die Schrecken der seit dem Victorianschen Industriezeitalter verschlossenen Wege des grauen Elends, des Schmutzes, der sexuellen und körperlichen Verfallener waren aufgerissen worden. Heraus ergoß sich eine verfallene, verwilderte, moralisch entrechtete und körperlich verfauchte, mit den ekelregendsten Hautkrankheiten behaftete Generation. Mit ihren Enquartierungsgelüsten verlangten sie, wie es ihnen der Staat zuerkannt hatte, Einlass in die freundlichen Landhäuser und in der begünstigt vornehmen englischen Gartenlandschaft. Ein allgemeiner Aufschrei des Entsetzens und der Empörung über diese „Masseninvasion“, wie es damals wörtlich ein englisches Blatt schreiben konnte, war die Folge. Die Wirkung hätte nicht stärker sein können, wenn man den unheimlichen Geschehnissen zugemutet hätte, ohne entsprechende Vorbereitungen Fußfänger ihm Urzustand zu überbringen.

Die Familien weigerten sich ganz einfach die Kinder und Mütter der Slums aufzunehmen. Sie weigerten sich nicht ohne Berechtigung mit dem Hinweis auf die physische und moralische Ansteckungsgefahr, ihre Kinder in Kontakt mit den Kindern dieser Armeen kommen zu lassen. Der Staat mußte eingreifen. Die plötzlich unter der Gewalt des Kriegsgeschehens aus ihren grauen Gefängnissen herausgepölpelten mußten wie die wilden Tiere wieder eingesperrt und zunächst einmal im Lager untergebracht werden, um schärferen und sanitären Vorbeugungsmaßnahmen unterzogen zu werden. Unter dem Ein-

druck des nicht mehr zu verheimlichenden Stambals wurde dann die erwähnte Untersuchungskommission eingesetzt, die nun nach dreijähriger Arbeit ihren Bericht vorgelegt hat.

Dieser Bericht wendet sich, wie die Verfasser des Berichts entschuldigend meinen, an Leser mit einem starken Magen und einem Appetit für brutale Tatsachen auch höchst unerfreulicher Natur. Sobald die Verteilung und Unterbringung der Flüchtlinge geregelt war, hätten sich aus allen Teilen Englands Klagen, Beschwerden und schließlich Proteste darüber erhoben, daß man ihnen die Enquartierung derartig verwehrte und in ihrem Zustand gemeinsamer Kinder und Frauen zumute. „In allen diesen Klagen sei immer wieder“, so heißt es in dem Bericht, „darauf hingewiesen worden, daß die Flüchtlinge schmutzstarrend verlaust, frech und hemmungslos seien“, daß sie „völlig verwohlt durch die primitivsten Hauskenntnisse entbehrten, weder noch nahen konnten, daß die Mütter nicht die genügende Kontrolle über ihre Kinder hätten, unverschämte und in ihren Angelegenheiten gleich verwilderten Tieren seien.“ Das Gesundheitsministerium sei ebenfalls mit empörenden Klagen überhäuft worden. Es wurde darauf hingewiesen, daß die Kinder aus den Slums von den einfachsten sanitären Vorrichtungen überhaupt keine Ahnung hätten und als Folge davon nicht nur die Kleinkinder, sondern auch die Großen ihren Gewohnheiten nicht zumutbar seien. Fröhnten. Die meisten von ihnen lauserten in Lumpen herum, hatten niemals das Bedürfnis von Unterleibern gekannt und seien gewöhnt, auf dem Fußboden zu schlafen; viele von ihnen seien mit Hautkrankheiten (syphilitischer und anderer gefährlicher Natur) behaftet. Verwunde, diese zu bändigen, scheiterten, da sie charakterlich furchtbar, frech, grobmäulig und diebstahlig seien. So gehen die Schilderungen teilweise mit Einzelheiten, wie sie meist nur für Ärzte bestimmt sind, weiter. „Der Stambal“, so heißt der Bericht, „ist nun offensichtlich geworden und über alle Möglichkeiten hinaus nicht zu verschieben. Es bleibt nichts mehr anderes übrig, als diese bitteren Tatsachen mit Offenherzigkeit zu berichten. Vor allem seien es die schlechten Wohnverhältnisse dieser Verfallenen der englischen Gemeinschaft, über die man nicht ohne Gefahr zu laufen, der Verleumdung und Pornographie beschuldigt zu werden, berichten kann.“

Die Untersuchung hat ergeben, daß die unter 5 Jahre alten Kinder noch verlaust und verkommen sind als andere Altersgruppen. Die Evakuierung hat gezeigt, daß Kinder von 5 Jahren bereits in schlechten Wohnverhältnissen festgelegt sind. Die Gesellschaft hat nicht gelernt, auf welche Weise den Armen in ihren Städten ein wirtschaftliches Auskommen gesichert werden kann. Sie hat nicht gelernt, ihnen Schönheit und Ordnung in ihrer Umgebung zu bringen, damit sie sich nicht abgrenzen von der Erde und in ihrem angeborenen Instinkt von Höhlenbewohnern immer wieder neu bekräftigt fühlt. Die „Times“ muß zugeben, daß mit der Verteilung der Slums noch nicht viel geholfen wäre. Man müsse auch das Slums-Einstommen und vor allem die Slums-Mentalität selbst ausmerzen. Was aber diese Paradies der plutokratischen Gesellschaftsordnung von dem heutigen Regime zu gemäßen haben, das hat das Schicksal des Beveridgeplanes gezeigt: nicht einmal dieser beherrschende Anstoß zu planvoller Sozialpolitik ist von der englischen Volksvertretung angenommen worden.

Dönitz-Offensive

Von Konteradmiral a. D. Karl Täger

Wie ein englischer Geleitzug aussieht, schildert begeistert Churchill selbst nach Rückkehr von seiner Amerikareise im Sommer 1941. Sein Schlachtschiff „Prince of Wales“ hatte damals einen riesigen Konvoi überholt: „Es waren 70 bis 80 Schiffe in 14 Linien, alle umgeben von britischen Geleitzugschiffen, während über dem Ganzen Flugzeuge vom Typ Catalina kreisten, die wachsam spähenden Adler am Himmel.“

Keinlich stolz und unbezwingbar wird auch der Geleitzug angesehen haben, der am 10. März von Neufundland her quer über den Atlantik die britischen Inseln ansteuerte. In der Morgendämmerung des genannten Tages wurde bekanntlich der Konvoi von deutschen U-Booten gesichtet — und dann war es um ihn geschehen. Man muß sich vorstellen, wie es bei einem solchen Zusammentreffen zugeht. Es herrschte Westwind bis zur Windstärke 10. Bei dem schweren Seegang, der hierbei entsteht, wird normalerweise ein schwer beladenes Handelsschiff — und aus solchen setzte sich der Konvoi hauptsächlich zusammen — meist beidrehen, um, mit dem Bug gegen Wind und See liegend, die furchtbaren Schlinger- und Stampfbewegungen möglichst abzumildern.

Hier war das unmöglich. Der Verband mußte, nach den Anweisungen des leitenden Kommandeurs die üblichen Zigzacklinien laufend, die Gefahren des Seegangs auf sich nehmen, um den noch viel größeren von den U-Booten drohenden Gefahren möglichst zu entgehen. Aber geholfen haben ihm diese Manöver nicht. Schon in der ersten Nacht wurden nicht weniger als 12 Schiffe mit 77 000 BRT. versenkt, vier weitere durch Torpedos angegriffen, um in der wilden See alsbald ebenfalls zu sinken. Und so ging es weiter, vier Tage und Nächte lang, bis diese gewaltige aller bisherigen Geleitzugsflotten den Feind 32 Schiffe — Schwergewichtstrichter, Passagierdampfer und Tanker mit einem Schiffsraum von 204 000 BRT. kostete.

Die englische Presse ist schon seit langem sehr scharf auf solche Vorgänge, sie hat auch hier mit strengem Zabel nicht zurückgeblieben. Aber von Verhelfungen, Unterlassungen seitens der Admiralität kann bei dieser Katastrophe kaum die Rede sein. Der Verband war aufs stärkste gesichert durch Zerstörer, Korvetten und wohlverstandenen auch durch Flugzeuge. Den Feinden bei ähnlichen Kämpfen war bisher immer wieder gerügt worden. Dieses Mal waren sie indes reichlich vorhanden, teils von Schiffen des Geleitzuges stehend, teils als von der Rüste kommende Großflugzeuge.

Noch im vorigen Weltkriege war man in England begeistert von der Sicherheit, den das damals — Mitte 1917 — neu eingeführte Geleitzugsystem brachte. Admiral Jellicoe, der beraitete Erste See-Lord der Admiralität, erwähnt in seinem Buch „Der U-Bootkrieg“ mit großer Befriedigung, daß bis Ende Oktober 1917 von 1552 im Konvoi fahrenden Dampfern mit einer Tragfähigkeit von 10,6 Millionen Tonnen nur 10, mit 0,66 Prozent dieser Tonnage durch deutsche U-Boote versenkt wurden.

Wie kommt es nun, daß im Gegensatz hierzu im jetzigen Kriege das Geleitzugsystem derartige bisher unerhörte Verluste bringt? Der schwere Seegang war daran schuld, werden manche Stimmen sagen, er behindert die Bewegungen eines tief beladenen Frachters auf das äußerste. Sicherlich, aber auch das U-Boot wird durch den Seegang auf das äußerste in seinen Bewegungen gehemmt. Er habe bei dem herrschenden schweren Sturm bis ganz dicht an sein Ziel, den Truppentransporter „Ceramic“ herangehen müssen, berichtete noch neulich der U-Bootskommandant Kapitänleutnant Henke nach geglätteter Torpedierung des riesigen Schiffes.

Was den heutigen U-Booten ihre Aufgabe gegenüber denen des Weltkrieges erleichtert, ist einmal die bedeutend erhöhte Geschwindigkeit und bessere Manövrierfähigkeit, vor allem aber auch die von Admiral Dönitz eingeführte Rubelaktität. Das früher einzeln mandrierende U-Boot kam bei schwierigen Wetterverhältnissen leicht von seinen Zielen ab. Die jetzigen Rubel aber umjagen offenbar den

Im März 1267 Sowjetflugzeuge abgeschossen

Starke Sowjetangriffe am Ladogasee - Schwächere Feindangriffe in Lunenien

Der heutige Wehrmachtsbericht

Aus dem Führerhauptquartier, 2. April. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Gegen die Front südlich des Ladoga-Sees führte der Feind in mehreren Wellen vorgetragene starke Angriffe, die im Abwehrfeuer oder in Nahkämpfen vor unseren Stellungen zusammenbrachen. An der übrigen Ostfront nur geringe örtliche Kampfaktivität. Im März verloren die Sowjets 1267 Flugzeuge, hiervon wurden 1028 in Luftkämpfen, 143 durch Flakartillerie der Luftwaffe und 36 durch Truppen des Heeres abgeschossen, die übrigen am Boden zerstört.

In Lunenien waren die feindlichen Angriffe gestern schwächer als an den Vortagen. Mehrere Vorstöße nordamerikanischer und britischer Kräfte gegen die mittel- und südlunensische Front wurden abgewiesen. Deutsche und italienische Truppen erzielten durch örtliche Angriffe Stellungverbesserungen und vernichteten abgeschlossene feindliche Gruppen.

Deutsche Jäger schossen über dem lunensischen Kampfraum und bei Areta 10 feindliche Flugzeuge ab. Ein eigenes Flugzeug ging verloren.

Tagesvorstöße feindlicher Fliegerkräfte richteten sich gegen die besetzten Westgebiete und die Stadt Trier. Vier Flugzeuge wurden abgeschossen.

Führer überreicht Generaloberst Gariboldi das Ritterkreuz

Aus dem Führerhauptquartier, 2. April. Der Führer begrüßte am Donnerstag in seinem Quartier im Beisein des Chefs des Oberkommandos der Wehrmacht, Generalfeldmarschall Keitel, den Oberbefehlshaber der an der Ostfront eingekesselten italienischen 8. Armee, Generaloberst Gariboldi, wurde anlässlich dieses Besuchs auch das ihm verliehene Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes vom Führer persönlich überreicht.

Heftige Kämpfe in Lunenien

Kom, 2. April. Nach dem italienischen Wehrmachtsbericht vom Donnerstag a. u. in Lunenien die Kämpfe besonders heftig an den Nord- und Westabschnitten der Front weiter. Im Ver-

lauf unserer Gegenangriffe wurden 172 Gefangene gemacht sowie einige Geschütze und Panzerfahrzeuge zerstört. Im Südbereich wurden im Verlauf von Bewegungen zur Verfürgung der Frontlinie G a b e s und E l h a m a geräumt.

Der Führer verlieh das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes dem Geleiteten Werner Kaulsch, Geschäftsführer in einer Zerstörer-Abteilung; ferner Major Bleichschmidt, Kommandeur in einem Zerstörergeschwader.

Die Atlantikschlacht tobt - aber Churchill schweigt

Stockholm, 2. April. Weder in offizieller noch in geheimer Sitzung kann ich die gewünschten Einzelheiten über die Tätigkeit der deutschen U-Boote bekanntgeben. Mehr als je brauche ich das Vertrauen des Hauses. Diese Erklärungen gab Winston Churchill am Donnerstagnachmittag im Unterhaus, als zahlreiche Unterhausmitglieder den Premier befragten, ihnen einige Informationen über den Fortschritt des Anti-U-Boot-Krieges mitzuteilen. Als Churchill zunächst schwieg, wurde er befragt, ob das Unterhaus damit rechnen könne, in Kürze über den Fortgang der Atlantikschlacht unterrichtet zu werden. Churchill, der immer noch schwieg, wurde immer mehr von den Unterhausmitgliedern bedrängt, bis er schließlich das Haus bitten mußte, mehr Vertrauen zu ihm zu haben.

Die Hartnäckigkeit, mit der die englischen Parlamentsvertreter immer wieder zu einem Vorstoß in der U-Bootfrage ansetzen, entspringt zu einem großen Teil der wachsenden Befürchtung in der englischen Öffentlichkeit, daß man sich erst am Beginn einer alle bisherigen Erfahrungen und schlußmässigen Befürchtungen übertreffenden neuen Hochflut von Schiffverlusten sieht, und daß diese Entwicklung zwangsläufig eine direkte Auswirkung auf die berechtigten Interessen der Casablanca-Konferenz, d. h. auf die gesamte offizielle Kriegsplannung der Anglo-Amerikaner für dieses Jahr haben müsse. Die Verzüge zur Abklärung von derartig peinlichen Überlegungen die Reife ebens nach Nordamerika in den Vordergrund zu rücken haben sich ebenfalls als illusorisch erwiesen. Nur die englische Presse mit allerhand Spekulationen und unzulässigen persönlichen Entwürfen und Äußerungen, daß man sich in Casablanca doch nicht auf „eine bestimmte Zeittabelle“ für die ange-

kündigten Offensivoperationen festgelegt habe. Man habe zwar in Casablanca gewisse strategische Grundlinien für diese Unternehmen ausgearbeitet, sie aber offenbar mit einer Anzahl von „Wenn und Aber“ umgeben müssen. Unter diesen Voraussetzungen, die bisher nicht erzwungen werden konnten, zählt nicht nur der Feldzug in Lunenien, sondern vor allem die Unmöglichkeit, der U-Bootgefahr Herr zu werden; besteht doch nunmehr die Aussicht, sich einer itändig steigenden neuen deutschen U-Boot-Offensive gegenüber zu sehen. Da Churchill sich, wie noch einmal, anlässlich seines letzten Moskauer Besuchs einmal bitter darüber beklagt hat, daß die Sowjets als Landmacht kein Verständnis für die Schwierigkeiten aufzubringen hätten, mit denen die Seemächte, wie England und Amerika, angesichts der U-Bootgefahr zu kämpfen hätten, wäre es naheliegend, daß man sowohl in London wie in Washington Interesse daran hätte, in Moskau einen Privatvortrag über diese „unglücklichen“ Begleitumstände zu halten. Als Codmittel und zur Beschwörung des erwarteten Sturms auf den Kreml fügt man hinzu, daß man auf einer solchen Dreierkonferenz dann geneigt wäre, politische Maßnahmen und militärische Forderungen der Sowjets zur Diskussion zuzulassen und ihnen weitgehend entgegenzukommen.

Catrou erreichte in Algier nichts

Zürich, 2. April. General Catrou, der als Vermittler zwischen Gaulle und Giraud nach Algier gefahren war, wird in Kürze London erwartet, berichtet die „Neue Zürcher Zeitung“. In dieser Schweizer Kreisen schließt man daraus, daß Catrou's Verhandlungen mit Giraud ergebnislos waren.

Splitter

Die Splitter, die im ersten Weltkrieg von den Engländern verbreitet wurden, haben sie — zum Teil — später selbst zugegeben, aber erst nach dem Kriege. Mit jenem Hochmut, der nach allgemeiner menschlicher Erfahrung häufig einen nahen Sturz angeht, wird jetzt bereits eine jener Lagen aufgedeckt, die während des Abessinien-Feldzuges im Laufe dieses Krieges ausgebreitet worden ist und zwar gegen den italienischen General Lorenzini. Dieser alte Kolonialoffizier, der von seinen treuen Anhängern „Wüstenlöwe“ genannt wurde, hatte vor dem vom Sudan herandrückenden britischen Streitkräften von Agordat auf Kerem zurückgehen müssen, wo er nach tapferem Kampf dann gefallen ist. In einem bei Hoddes an Etoughton Ltd. in London erschienenen Buch über den Abessinien-Feldzug schreibt G. L. Steer: „Unser Ziel war, mittels der Propaganda einen persönlichen Angriff gegen Lorenzini zu richten. Er wurde als Feigling hingestellt, der bei Agordat geflohen und seine Truppen im Stich gelassen habe. Dies war alles nicht wahr, da Lorenzini in Wirklichkeit ein äußerst tapferer Mann war. Aber es bildete eine vorzügliche Propaganda. Lorenzini fiel dann bei Kerem. Aber auch dieser bedauerliche Umstand konnte mich nicht überzeugen, daß ich nicht richtig gehandelt hätte. Wenn ich geglaubt hätte, daß ich nicht richtig gehandelt hätte, so hätte ich gemeldet, Lorenzini sei nicht in der Schlacht gefallen, sondern im Hinterhalt von einem desertierenden Eingeborenen ermordet worden.“

Kommentar überflüssig. Wie viele Steers mag es in diesem Kriege gegeben haben? Ein amerikanischer Soldat erfährt dieser Tage, daß die Jenseitigen seinen Spatz verfehlt. Seine Frau hatte ihm, wie die „Liberty“ schreibt, in einem Briefe gesagt, sie müsse in diesem Frühjahr den Garten ihres Hauses ohne ihn umgraben. Im Scherz antwortete der Mann darauf, sie solle ihn nicht zu tief graben, da seine Gewehr im Garten verborgen sei. Der Senior fand diese Sache „höchst verdächtig“. Was hatte die „S. Kolonne“ vor? Wenige Tage darauf fuhr vor dem verdächtigen Garten ein Lastwagen voll Soldaten vor, die den Auftrag hatten, nach den geheimnisvollen Waffen zu graben. Erst als sie den ganzen Garten umgräbt und nichts außer ein paar verträumten Regenwürmern gefunden hatten, merkten sie, daß sie ein Schauer hereingelegt hatte: der Garten war jedenfalls gründlich umgegraben. „Liberty“ aber sieht die Moral aus der Geschichte, daß der „freie“ Amerikaner heute von allen Seiten bejährt und beargwöhnt wird.

„Der Traum von einer Verbrüderung der Menschheit steht kurz vor seiner Erfüllung, aber jedes Land muß einen gerechten Anteil an der Verantwortung übernehmen“ — während Vizepräsident Wallace diese Worte in Santiago de Chile sprach, sind Roosevelt's bolivianische Landstreiche in Französisch-Guayana eingedrungen. Sie haben damit einen „gerechten Anteil an der Verantwortung übernommen“, indem sie ihren Geld- und Auftraggeber von einer Verantwortung entlasteten, die ihm im Augenblick offenbar etwas zu schwer und reichlich un bequem erschienen ist. Fehler und Fehler sind auch hier wieder einander würdig.

„Wird ganz Europa Englisch lernen?“ Mit diesem Thema befaßt sich allen Ernstes die „Daily Mail“ und plädiert dafür, daß nach diesem Krieg die englische Sprache zur internationalen Verkehrssprache erhoben werde, zum mindesten aber zur ersten Sprache in allen europäischen Ländern. Kaum hat sich das Blatt dieses Hochgefühls von der Seele geschrieben, daß jeder Deutsche, Franzose, Italiener, Ungar usw. über kurz oder lang Englisch quatschen müssen, da fällt das ganze Kartenhaus mit einem Schlag zusammen: dem Blatt fällt nämlich sichtlich ein, daß die „Sowjetunion dabei aus politischen Gründen nicht mitmachen würde“. Es wäre wahrlich grotesk, wenn man ermaten würde, daß ein Kontinent, den man den Sowjets versprochen hat, nun ausgerechnet Englisch sprechen sollte.

Verband von verschiedenen Seiten, so daß kein Ausweichen möglich ist. Die U-Boots-Kübel nehmen an Umfang zu, und der Feind versucht mit so vielen U-Booten anzugreifen, daß die Begleitgeschiffe nicht in der Lage sind, sich genügend wirksam zu wehren zu können. So urteilt sehr richtig der Matrosenkorrespondent des „Daily Telegraph“. Positive Vorschläge für eine Verbesserung vermeldet er, auch der seit Wochen tagende ständige „Anti-U-Boot-Konferenz“, dem bedeutende Fachmänner angehören, hat noch nicht viel von sich hören lassen.

Deutlicher werden alte englische Seeoffiziere, wie der Träger eines berühmten Marinenamens Admiral Fremantle. Nach ihm ist das Problem durch den Bau von Handelschiffen in solcher Zahl, daß mehr gebaut wird als verloren geht, nicht zu lösen. Dies sei ein Rat, der nach Defätismus und Gefühlslosigkeit schmecke. Fremantle fordert stärksten Einsatz von Begleitgeschiffen und Flugzeugen, schnellere Handelschiffe, selbst wenn deren Bauzeit doppelt so lang wie die der jetzigen. Die Vorschläge sind nicht originell, aber durchaus verständlich ist Fremantle's Jugendschicksal, daß der Erfolg in der Tonnageschlacht die unentbehrliche Voraussetzung ist für Anwendung „der britischen großen und wachsenden militärischen Kraft“.

Nach den bisherigen Erfolgen der Dönitz-Offensive, wie die Engländer das Wüten des gefährlichen Großadmirals nennen, können wir dem weiteren Verlauf dieser großen Tonnageschlacht mit Zuversicht entgegensehen.

„Die Partei kennt keine politischen Pensionäre“

Bodum, 2. April. Reichsorganisationsleiter Dr. Ley besuchte in Begleitung des stellvertretenden Gauleiters Albert Hoffmann Gebiete des Gau's Weisbaden-Süd, darunter Dortmund, Bochum und das Siegerland, um sich in verschiedenen Betrieben von der unermüdeten Höchstleistung der deutschen Rüstungsfertigung zu überzeugen.

In seinen Reden, die er auf einer überfüllten Massenversammlung in Siegen vor der gesamten politischen Führerschaft sowie der Jugend des Kreises Siegerland, sodann in Dortmund in der Weisbadenhalle vor über 15 000 Volksgenossen und in Bochum in einer großen Werkhalle vor Tausenden von Schaffenden hielt, wies der Reichsorganisationsleiter die Stärke der deutschen Position in diesem Weltkrieg nach. Zum ersten Male habe das deutsche Volk außer seinen tapferen Soldaten in entscheidender Stunde auch eine starke und entschlossene Führung. Jeder Aktivist der Partei habe bis zum letzten Blutstropfen die Pflicht, durch seine klare politische Haltung und sein persönliches Leben Beispiel und Vorbild und zugleich damit anderen Volksgenossen Rückhalt zu sein. „Die Partei kennt keine politischen Pensionäre, sondern nur unermüdet für die deutsche Sache verbende Streiter. Je härter die Zeit wird, umso fester ist die Haltung der Nation und umso größer wird unser Glaube an Deutschlands Zukunft!“

Auch in England wächst der Judenhass

Genf, 2. April. Ueber die Zunahme einer antisemitischen Stimmung in England berichtet „News Chronicle“ vom 1. April. Vor allem im Norden Englands mache sich die feindliche Stimmung der Bevölkerung gegen den wachsenden jüdischen Einfluß immer stärker bemerkbar. Die hier in den Dörfern und Städten lebenden jüdischen Familien hätten unter den Feindseligkeiten der Einwohner zu leiden. Die Rabbiner müßten ihre jüdische Gemeinde bereits von der Kanzel herab warnen und sie bitten, sich in keiner Weise auffällig in der Öffentlichkeit zu benehmen.

Aber auch in allen übrigen Teilen Englands, so berichtet „News Chronicle“ weiter, mache sich eine zunehmende Judenfeindschaft bemerkbar. Sogar antisemitische Propaganda werde betrieben.

Neue Notrufe der Pazifist-Trabanten

Wieder Furcht vor Japans Offensivkraft - Nicht einmal Arzneien nach Tschungking transportiert

Berlin, 2. April. Nach englischen Pressemeldungen haben Australien und Neuseeland im Verein mit Tschungking-China erneut energische Schritte unternommen, um die Aufmerksamkeit der USA und Englands stärker auf die Bedürfnisse des pazifischen und chinesischen Kriegsschauplatzes hinzuwirken. Sie fordern eine sofortige bedeutende Verstärkung der an ihren Fronten eingeleiteten nordamerikanischen englischen Luftstreitkräfte. Die in Australien stationierten USA-Luftstreitkräfte würden nicht ausreichen, um eine Offensive des Gegners abzuwehren oder um den Japanern das von ihnen eroberte Gebiet wieder zu entreißen. Der Vertreter Tschungkings habe auf die große Enttäuschung hingewiesen, die das Verjagen der letzten Burma-Offensive Wawells in seinem Land hervorgerufen habe. Die Wiedereröffnung der Burmastraße werde für Tschungking immer lebenswichtiger. Diese Ausführungen würden durch weitere Nachrichten aus dem Inneren Chinas bestätigt, die von wachsender Notlage innerhalb des Machtbereichs Tschungking's sprechen. Infolge des Mangels an Arzneimitteln seien Epidemien unter der Zivilbevölkerung und auch unter den Truppen entstanden. Diese Alarmnachrichten aus Tschungking veranlaßten Vertreter des britischen Unterhauses, entsprechende Anfragen an die Regierung zu richten. Die Regierung mußte aber zugeben, daß ohne eine Wiedereroberung Burmas eine ausreichende Versorgung Tschungkings nicht möglich ist. Während man im vergangenen Jahre erklärt hatte, man werde genügend Kriegsmaterial auf dem Luftwege von Indien

nach Tschungking bringen, gesteht man jetzt ein, daß nicht einmal genügend Arzneimittel transportiert werden konnten. Japans Botschafter in Berlin, Botschafter General Ohima, erklärte in einer Unterredung, die bemerkenswerte Tatsache, die während der Frühjahrsoperationen in Mittelchina in Erscheinung trat, ist die Verschlechterung der Kriegsmoral der Tschungking-Truppen. Die Generale und Mannschaften sind oft massenweise freiwillig übergetreten, so daß das Zahlenverhältnis der Gefangenen zu den zurückgelassenen Gefallenen 2,5 zu 1 ist. Die Bevölkerung der von den japanischen Truppen neu besetzten Gebiete zeigt eine nie dagewesene entgegenkommende Haltung; es kommt kaum vor, daß sie ihre Heimat verläßt, und sie arbeitet willig an der Wiederherstellung der Straßen, Brücken usw. mit den japanischen Truppen zusammen. Auch über die wirtschaftliche Lage Tschungkings gelangen sehr schlechte Nachrichten zu uns. Dies alles zeigt deutlich, daß die Lage Tschungkings immer verzweifelter wird. Die mit lauter Stimme verheißene amerikanische und englische Hilfe kann niemals in genügender Menge geliefert werden. Allerdings: mit einem baldigen Ende der Kämpfe in China ist nicht zu rechnen, wobei der Tschungking-Regierung vor allen Dingen die ungeheure Ausdehnung des Raumes zu Hilfe kommt. Bekanntlich streben auch die Amerikaner danach, Tschungking als Sprungbrett für einen direkten Angriff auf Japan selbst auszubauen. Da ist nun für uns die größte Vorsicht am Platze, und Japan ist jederzeit bereit, dort anzupacken, wo irgend ein Anzeichen dafür sich bemerkbar macht.

Die weißen Teufel / sibirische Schitruppen von der Waffen-4 vernichtet

4. Pz. Die Jäger, die von uns abgelöst wurden, hatten die wohlverdiente Ruhepause bezogen. Wir überprüften unsere Waffen. Zwei brauchbare MGs. besaßen wir noch, und die Jäger hatten uns ein schweres Maschinengewehr zurückgelassen. Aber das hatte, wie wir gleich feststellten, seine Muten. Da war das leichte Infanterie-Geschütz, das in Stellung geblieben war, schon wichtiger. Immerhin, viel war das nicht, und wenn es den Sowjets wieder einfallen sollte, in Massen zu kommen ... Nun, wir kannten unsere Aufgabe: Die Dittschäft muß gehalten werden.

Es dämmerte bereits, als mein „Schütz 2“ und ich die Stellung ohne Neugierigkeitsfragen übernahmen. Wir hielten uns in das Heu eines verfallenen kleinen Schuppens, den wir als Ausguck benutzten und tauchten erst einmal eine Zigarette miteinander. Einige Meter vor uns war eine gut getarnte Schneefeststellung ausgehoben. Dort ruhte sich bereit unser MG.

Punkt sechs Uhr geriet ein großer Pfiff die Stille, dem gleich darauf ein zweiter folgte. Das war drüben am Waldrand und mochte aus der Trillerpfeife eines Kommissars kommen. Nun war es also so weit. Gleich darauf gelte uns ein infernalisches Urrääh-Gebrüll in die Ohren. In unseren Quartieren war höchster Alarm. Wir lagen schon hinter unserem Gewehr. Die hereinbrechende Nacht zog Schleier vor unsere Augen, aber dann gewahrten wir, trotz der sinkenden Dämmerung, wie drüben, kaum vom gleißenden Weiß der Landschaft unterschieden, Hunderte vollständig weißer Gestalten den Wald durchzogen. Und noch etwas sahen wir; sie kamen auf Stiern — also Spezialtruppen. Wie sollten wir mit unseren schwachen Waffen diesen Anturum aufhalten?

Eine harte Entschlossenheit in uns. Schweigend schichteten wir Munition. Vierzig Männer waren wir insgesamt auf dieser Seite des Dorfes. Und dort kam ein Bataillon weißer, lautlos hinführender Teufel. Die Gestalten waren kaum zu erkennen, nur immer näherkommende Kommandos ließen Schlüsse auf die Entfernung zu, die sie noch von uns trennte. Und diese Entfernung verringerte sich von Sekunde zu Sekunde.

Auf 150 Meter mochten sie schätzungswise heran sein, da flogen unsere Leuchtmittel hoch und übersäten das gespenstige Bild mit grossem, milchigweißem Licht. Ein Feuerbagel drasselte ihnen entgegen. Aber sie kamen trotzdem, sie kamen. Das ganze Schneefeld bis zum Wald war dicht überfüllt mit hinfühenden weißen Gestalten. Das Feuerhagel aber war: Es fiel kein Schuß von drüben. Die Sibirier hatten aufgeschlagen und wollten offensichtlich den Nahkampf. Nun, darauf durften wir es nicht antommen lassen. Es gab jetzt nur eins für uns: Schießen! Schießen, was der Lauf hergeben wollte.

Da fiel unser zweites MG. aus. Hundert Meter rechts spudete das MG. auch nur noch stottern. Mein Kamerad schob mechanisch einen Gurt nach dem anderen in das unerfällige MG.; mein Finger kam nicht vom Abzug. Ein Rottenführer gab die Feuerleitung und schoß mit heißer Pistole Leuchtkugel um Leuchtkugel sentrecht in den bleigrauen Himmel.

Aber unerbittlich schoben sich die Sowjets heran. Hundert Meter Entfernung, achtzig Meter, — fünfzig! Der Schnee trachte und

knirschte unter der Druck der Stier. Alle Gewehre unserer Schützen jagten pausenlos Kugel um Kugel aus dem Lauf, und fast keine fehlte ihr Ziel. Schießen, schießen ...!

Und die tödlichen Garben legten die weißen Gestalten in den Schnee. Trophäen aber gewannen sie Boden. Nicht einer legte sich freiwillig. Als furchtbare Wuff lag uns das Knirschen der Stier im Ohr. Die Nerven waren zum Zerreißen gespannt. Sie wollten uns mit ihrer Masse erdrücken, wieder einmal.

Uns wurde heiß. Trotz annähernd 40 Grad Kälte lief uns der Schweiß von der Stirn. Nur jetzt keine Abkühlung! Kaum im wirren Tummel der Sinne gedacht, war das Unglück schon da: Das MG. schoß plötzlich nicht mehr. Ich warf Hände voll Schnee auf den glühenden Lauf, das es zischte. Mein Schütz schleuberte Handgranaten gegen die ersten der weißen Teufel, die ihre Stier abschnallen wollten, um in Dedung zu gehen. Wenige Sekunden dauerte es, dann war das MG. wieder in Ordnung. Aber diese Sekunden bänkten uns wie eine Ewigkeit. Nun jagte von neuem Garbe um Garbe aus dem Lauf. Und viele der Stirnenden stürzten und vermischten das Weiß ihrer Leiber mit der Weiße des Schnees.

Die anderen aber stürmten weiter. Jetzt drangen die ersten rechts an uns vorbei in das Dorf. Ihr heulendes Urrääh-Gebrüll aber erschütterte uns nicht. In rasender Eile wechselten wir die Stellung und schoben verärgert in die zusammengeballten Massen. Sie fielen in Haufen, brachen zusammen und blieben liegen, aber neue Gestalten schoben sich an die Stelle der Gefallenen; unsere Situation begann hoffnungslos zu werden. Allmählich aber sicher wurde unser MG. umgangen und eingetreif.

Der Untersturmführer ging in feierhafter Eile mit dem leichten Granatwerfer in Stellung und schoß Sperrfeuer. Drüben sprang trotz des Feuers ein Mann von uns an die erste Scheune und zündete sie an. Beim lodernen Feuersehen blieb uns fast das Herz stehen. Etwa hundert Volksgenossen trogen im Umkreis von fünfzig Metern um unser MG. herum. Hinein die Garben! Da kam wohl keiner lebend davon. Und jetzt stürmten unsere Generalschützen im Gegenstoß an der brennenden Scheune vorbei mitten hinein in die feindlichen Haufen und machten alles im Nahkampf nieder, was das Dorf betreten hatte.

Längst war es schon Witternacht; unsere Munition war zum größten Teil erschossen. Endlich wurde der Druck etwas schwächer. Der Hauptstoß war abgegangen und der Durchbruch vereitelt. Hier und da flohen die weißen Teufel schon, von panischem Schreden gejagt. Aber nun kam unsere Stunde. Einige feindliche Gruppen, die sich im Gelände festgesetzt hatten, schloßen noch, und sie schossen nicht schlecht. Aber das kam nun zu spät. Bevor sie sich noch auf unser MG. einschließen konnten, machten wir abermals Stellungswechsel und nahmen uns die Reste der Reihe nach vor. Das ganze Gelände wurde systematisch abgestrichen, und nach und nach wurde es ruhig.

Der Angriff war abgeklungen. Unter den Haufen trater Sowjets, die unsere Spähtruppe am Morgen fanden, waren drei höhere Kommissare.

44-Kriegsberichterstatter Heinz Weibel.

Mandschukuo, die Nordflanke Ostasiens

Tokio, 2. April. Nach seinem Staatsbesuch in Nanjing und der Aufnahme Burmas in die großasiatische Föderation ist Japans Ministerpräsident Tojo nunmehr in der Hauptstadt Mandschukuo, in Hsinking, eingetroffen. Amtlich wird dieser neue Staatsbesuch als ein Ausdruck der starken positiven Politik Japans beim Aufbau eines Lebensraumes für alle Völker Ostasiens bezeichnet. Tojos Besuch werde die Freundschaft zwischen Japan und Mandschukuo noch weiter fördern. Er habe Gelegenheit zu direktem Meinungsaustausch mit den führenden Persönlichkeiten des verbündeten Landes und werde Anlaß nehmen, Mandschukuo seinen Dank auszusprechen für die Mitarbeit und die Unterstützung Japans im Chinas-Konflikt. Dabei unterstreicht man in Tokio die bedeutende Stellung Mandschukuos als nördliches Grenzgebiet im großasiatischen Lebensraum und als Lieferant wichtiger Materialien für die erfolgreiche Weiterführung des Krieges.

Ein anderes verheißungsvolles Ereignis stellt das erste großasiatische Jugendtreffen

in Nanjing dar. Staatspräsident Wangtschjui erklärte dazu, daß das Zusammenreffen der Jugend von Nord-, Zentral- und Südchina mit der Jugend aus Mandschukuo und Japan den Weg der Einigung Großasiens anzeige und ein Zeichen der Kameradschaft sei, England und die USA zu vernichten. Bei der in Begleitung des Außenministers und der Diplomaten der beteiligten Länder vorgenommenen Lagerbesichtigung waren 5650 Jungen und Mädchen angetreten. In China sind zur Zeit etwa 5 Millionen Jugendliche durch die neue Organisation erfasst.

Arbeitsloser Portugieser findet historischen Goldschatz

Lissabon, 2. April. Ein seit 200 Jahren vergrabener Goldschatz im Werte von etwa 120 000 Mark wurde am Donnerstag von einem Arbeitslosen gefunden. Manuel Fernando wollte sich aus einem in Ruinen liegenden Wohnhaus in einem Vorort Lissabons Holz zur Feuerung beschaffen, wobei er mit seinem Hammer eine mit Kupfernägel und Leber beschlagene kleine Ritze freilegte, die 97 Goldstücke aus der Regierungszeit des portugiesischen Königs Johannes, 6. Gekleinert mit Edelsteinen, einem Anhänger mit 6 Brillanten und 63 Edelsteine wie Rubine, Smaragde, Topase und Amethyste enthielt. Der glückliche Finder verbergte die Ritze wieder und wollte zunächst ein einziges Goldstück verkaufen, um sich Schuhe und einen

neuen Anzug zu beschaffen. Der Juwelier mißtraute dem Verkäufer und ließ ihn festnehmen, worauf Manuel Fernando der Polizei von seinem Fund berichtete.

Die neue Tuberkulose-Hilfe des Reiches

Am 1. April tritt die neue Tuberkulose-Hilfe des Reiches in Kraft, die von Reichsgesundheitsminister Dr. Conti ins Leben gerufen worden ist. Sie erstreckt sich auf den Teil der Bevölkerung, dessen feuerfälliges Jahresentkommen den Betrag von 7200 RM. nicht übersteigt, soweit die erforderliche Hilfe nicht durch Träger der Sozialversicherung gewährt wird oder anderweitig sichergestellt ist. Der Betrag von 7200 RM. erhöht sich bei Verdiensten auf 8400 RM., bei Verdiensten mit einem Kind auf 9600 RM., bei Verdiensten mit 2, 3 und mehr Kindern auf 9600, 10 200 RM. usw. Die Beamten, Angestellten und Arbeiter der Deutschen Reichsbahn erhalten die vollen Leistungen der Tuberkulose-Hilfe von der Reichsbahn selbst. Diese Leistungen umfassen die Behandlung in der Wohnung, die Unterbringung in Krankenhäusern und Sanatorien und eine umfassende wirtschaftliche Fürsorge für die Kranken selbst und ihre Familien.

Herstellungsvorbot für bestimmte Kleidungsstücke

Kleidungsstücke, die nicht als vorrangig wichtig angesehen werden, dürfen jetzt von den Textilbetrieben auch dann nicht mehr hergestellt werden, wenn der Verbraucher den Stoff dafür ordnungsmäßig erworben hat und dem Schneider oder Textildruckerei zur Anfertigung übergibt. Zu den Stoffen, die der Schneider auch dann nicht anfertigen darf, wenn ihm der Kunde den Stoff bringt, zählen zum Beispiel lange Hosen für Frauen, Complots, Schlafanzüge, Wadmäntel und Morgenröde.

Das Schleifen gebrauchter Kaffertinglen

Das Messerschmiedehandwerk ist damit beauftragt worden, gebrauchte Kaffertinglen nachzuschleifen. In einem Erlass an den Reichsinnungsverband des Schmiedehandwerks und Messerschmiedehandwerks hat der Reichskommissar jetzt angeordnet, daß für das Nachschleifen gebrauchter Kaffertinglen höchstens ein Preis von 50 Pfennig für jede Stück berechnet werden darf. Weniger als zehn Kaffertinglen brauchen nicht zum Schleifen angenommen zu werden. Das Messerschmiedehandwerk hatte zunächst für die Aufarbeitungskosten einen Preis von 35 Pfennig je zehn Ringen festgesetzt.

Wie amtlich bekanntgegeben wird, ist am 28. März in Neapel ein Munitionslager in die Luft geflogen. Leider ist dabei eine beträchtliche Anzahl von Verletten zu Schaden gekommen. Es waren 72 Tote und 1179 Verletzte genannt, darunter 38 Deutsche, von denen sieben getötet wurden. Admiral Canavari wurde mit der Untersuchung der Ursache des Unglücks beauftragt.

Bertrag und Druck: Badische Presse. Grenzmarkt-Drucker und Verlag GmbH. Verlagsleiter: Arthur Reich. Hauptverleger: Dr. Carl Galpar. Speduer in Karlsruhe.

Sokrates auf Vortragsreise in USA.

Eine geistvolle britische Satire auf den amerikanischen Halbbruder

Sokrates in USA? Jawohl der alte Philosoph Sokrates war es, der kurz vor Kriegsausbruch noch schnell eine Vortragsreise in die Vereinigten Staaten machte. Was er dort erlebte und wie er diese schon für einen heutigen Europäer kaum begriffliche Welt in seinem grauen Schädel, dem schon im alten Griechenland so vieles zuwider war, verarbeitet, das ist der Inhalt einer von Adolf Haffeld (Strochdel-Verlag, Hamburg) mit seinem Stillembinden übersehten Satire des Engländers Douglas Woodruff. Wie nicht anders zu erwarten war, ist Sokrates da drüben natürlich bis herein gefallen — oder sind's die Amerikaner mit ihm? Die ganze Vortragsreise wäre finanziell ein Fiasko geworden, hätte nicht Kantippe in den amerikanischen Frauenklubs sozusagen „Furore“ gemacht.

Der Prophet der Parole des „Erkenne Dich selbst“ konnte in Amerika überhaupt erst durch eine Fälschung eingeführt werden, indem man seine Lehren geschäftsmäßig in „Wissen ist Trumpf“ ummünzte. Den größten Eindruck haben auf Sokrates die Autos gemacht. Wehlich den Kauturen sieht er den Amerikaner der Zukunft als ein Wesen, das halb Mensch, halb Motor ist. Die natürliche Natur einer solchen Rasse wird der Alkohol sein. Wie war nun da drüben die Prohibition möglich? Sokrates hat darüber folgendes ergründet: Die Technik hat die Unterschiede zwischen arm und reich allmählich verwischt. Vorrechte der Reichen, Bewegung und Musik, gedrucktes Wort und Ehecheidung, Leichenverbrennung und Patenternährung sind auch dem armen Mann zugänglich geworden. Wenn man nun in Amerika geistlich einen Genuss verbietet, können sich nur die Reichen daran erfreuen. So hat die Prohibition die Freude der Reichen am Alkohol mit einer erlesenen Würze ausgestattet, während dem Volk eingeredet wird, Enthaltensamkeit sei tugendhafter als Mäßigkeit. Die Frauen aber seien in jedem Geld, das von Männern für Trinken ausgegeben wird, eine Vergewaltigung, die ihre Aufwendungen für Fuß schmälert. Und die Fabrikannten wieder verprechen sich höhere Gehälter, wenn die Kaufkraft ohne Abzüge für Alkohol in ihre Taschen fließt, weil sie sich persönlich aus den Klüden des Prohibitionsgesetzes zu befreien wissen. Als Ersatz für den Weintrausch hat nordamerikanische Eigenart die Veranschaulichung durch statistische Tabellen gesetzt.

Die amerikanische Patentbildung hat Sokrates naturgemäß nicht befreit. Die Frauen bildeten sich zwar ein, sie wählten etwas, während sie in Wahrheit gar nichts wußten — den Männern läme es aber nicht einmal in den Sinn, daß es irgend etwas zu wissen gebe. Die Fabrikanten der öffentlichen Meinung sei lediglich einer ihrer verschiedenen Produktionszweige. Die Fabrikanten und ihre Frauen befänden darüber, was andere Menschen zu denken haben. Die Amerikaner würden zwar vieles lesen, aber über dem Lesen hätten sie sich das Denken abgewöhnt.

Den Höhepunkt der Reise und des Buches bildet der mit Mühe und Not in dem Frühstücksklub der Geschäftsleute von Hootsville im Staate Iowa gefartete Vortrag, der echt „sokratisch“ endet. Nach dem „Hootsviller Courrier“ war der Vortrag „eine offensivliche Enttäuschung“. Sokrates sprach über die Freiheit im Leben des Staates. Der Präsident des Klubs hatte ihn, wie das so üblich ist, mit einer kurzen Ansprache vorgestellt. Sokrates geniesse in seiner Heimat den Ruf eines Fachmannes der Wahrheit und der Tugend. Er habe, wie man höre, das Schlagwort „Wissen ist Trumpf“ erfunden, und obwohl der Gast nicht das Glück habe, in Iowa zu leben, so dürfe doch sicherlich damit gerechnet werden, daß er den Männern von Hootsville eine Anzahl nützlicher Tipps vermitteln werde. Im selben Vortrag war dann Sokrates leider so unvorsichtig, an der Lebensauffassung der Männer von Hootsville Kritik zu üben. Es gab schon lauten Widerspruch und lebhaftes Zwischenrufen, als er sich vermaß, die griechischen Denker als Wegweiser zum Wesen der Gerechtigkeit und zu dem leitenden Gehege der Vernunft zu empfehlen. Zuletzt gab es sogar einen höchst peinlichen Zwischenfall. Vieles, hatte Sokrates gesagt, was die Menschen angehe, stehe nicht in ihrer Gewalt. Es sei vielmehr an die Weisheit der Parzen zu erinnern, der drei nächsten Schwestern, deren eine, Klotho, das Gewerbe des Menschenlebens spinnne, deren andere, Lachesis, die Fäden mische und ihre Länge abmesse, und deren letzte, Atropos, sie unbarmerzig mit ihrer gefürchteten Schere abschneide. Das war denn doch der Gebuld der Männer von Hootsville zu viel zugemutet. Der Präsident des Klubs, mit zornig geröteter Stirn, unterbrach sofort den Vortragenden. Kein nordamerikanischer Bürger und Geschäftsmann, der sich selbst achte, so erklärte der Präsident, wolle irgend etwas mit einem Konzern wie diesen drei Schwestern zu tun haben, deren Fabrikationsmethoden derart überaltert seien. Ob Sokrates denn nicht wisse, daß man in Iowa und in allen anderen Bundesstaaten über Maschinen verfüge, die mit einer

einzig Bewegung spinnen, messen und zerschneiden könnten und dabei nur ein Minimum von Zeit und Kraft verbrauchten? Es sei beleidigend, wenn sich jemand erdreiste, einem fortschrittlichen Gemeinwesen einen derart närrischen Vorschlag zu unterbreiten. Wenn Sokrates aber fortfahren wolle, in Kommissionen für diese Parzen zu reisen und ihr Unterwäsche anzubieten, so möge er darauf verzichten, die Werbetrommel für einen überholten Fabrikationsprozeß zu rühren; sonst könne es leicht geschehen, daß jede Stadt von gutem Rufe ihn gewaltiam an die frische Luft befördern werde.

Diese Kostprobe aus „Klatsch amerikanischer Republik“ — dies ist der eigentliche Titel des Buches — mag genügen. So also sieht der Engländer in Wahrheit den Amerikaner! Und dieser von der Primitivität ohne Uebergänge zur Detadenz fortschreitende Amerikanismus wird nun den ewigen Lebenswerten des europäischen Mutterlandes gegenübergestellt. Kultur steht gegen feilenlose mechanische Technik. Das Ganze ist eine geistvolle Satire, die ein Engländer vor vier Jahren schrieb; tragisch wird der ganze Fall erst dadurch, daß die Geschichte der letzten Jahre seine Satire zu Ende schrieb.

Aus aller Welt

Unterschreibe nie mit einem fremden Namen!

Berlin. Ein bekannter Rechtslehrer hat einmal gesagt: „Unterschreibe niemals mit einem fremden Namen, auch wenn Du dazu die Ermächtigung hast, und es sich um die nächsten Verwandten handelt, weil sich dadurch eine gewisse Verheit herausbildet.“ Säufling kommt es nämlich vor, daß der Sohn für die Mutter oder der Mann für die Frau Schriftstücke unterschreibt, aus Bequemlichkeit oder anderen harmlosen Gründen. Welche Unannehmlichkeiten durch ein solches Verhalten entstehen können, bewies ein Fall, der vor dem Berliner Amtsgericht zur Sprache kam. — Die Angeklagte hatte in ihrer Eigenschaft als Nachhalterin der NSD, die Lebensmittellisten ausgestellt. Nachher vermittelte eine Familie W. ihre Eierarten, und gelegentlich der Reklamation auf der Kartensstelle wurde festgestellt, daß der Erhalt dieser Karten zwar quittiert war, aber nicht von den Besiegern, sondern von der Ueberbringerin. Diese hatte sich deshalb wegen Urkundenfälschung zu verantworten. — „Ja, ich habe die Unterschriften geleistet“, so gab sie zu, „aber nicht nur in diesem Falle, sondern auch noch in zwei anderen.“ Es stellte sich tatsächlich heraus, daß sie einmal für einen Mann den Erhalt der Lebensmittellisten mit dessen Namen bescheinigt hatte, und zwar auf seine ausdrückliche Bitte, weil er seine Briefe nicht finden konnte. In dem weiteren Fall verhielt es sich ähnlich, und auch hier war sie dazu ermächtigt worden, die fremde Unterschrift ausfüllen zu lassen. — Wie war es nun bei der Familie W. gewesen? Die Beschuldigte erklärte, daß der tragischen Zeit nur der 17jährige Sohn zu Hause war; weil sie sich beeilen mußte, um noch die anderen Volksgenossen mit den Karten zu beliefern, hatte sie ihm schnell das Kartenpalet übergeben und nachher die Unterschrift selbst in ihrer Liste ausgefüllt. Wie sie ferner behauptete, war der junge Mann auf ihre häufige Frage auch damit einverstanden gewesen. — Diese Angabe klang durchaus glaubhaft, zumal die Angeklagte sich auf Grund der beiden anderen Fälle für ermächtigt halten konnte, auch hier in gleicher Weise zu verfahren. Das Gericht kam deshalb zu einer Freisprechung, gab der Wadwallerin aber den Rat mit auf den Weg, in Zukunft recht vorichtig zu sein.

Italienisches Bergdorf niedergebrannt

Mailand. Durch einen Großbrand wurde das kleine Bergdorf Oggio völlig zerstört. Das Feuer fand in den fast durchweg aus Holz bestehenden Häusern reiche Nahrung und griff auch auf den benachbarten Wald über, wobei eine Fehllage die ganze Gemeinde bedroht war. 800 Personen wurden obdachlos. Eine Frau kam in den Flammen um, mehrere Personen, vor allem Kinder, wurden noch vermisst. Bei der überaus raschen Ausbreitung des Feuers ging auch das meiste Vieh verloren.

Das Blut sieben Brüder gegen eine unfreue Frau

Sulkrich. In einer Sulkricher Zeitung war eine Anzeige erschienen, in der eine Familie gesucht wurde, die sieben lebende Brüder aufweise. Eine solche Familie solle sich umgehend mit dem Gastwirt Spatar Laurianu in einem kleinen Ort in der Nähe der rumänischen Hauptstadt in Verbindung setzen. Ein Leser des Blattes sandte diese Anzeige an einen ihm bekannten Bauern namens Surmuzaki. Vater Surmuzaki, von dessen sieben Söhnen übrigens

Die Lebensversicherung Gefallener und Vermisster

Die Auszahlung einer Lebensversicherung wird häufig dadurch verzögert, daß der Empfangsberechtigte die notwendigen Unterlagen nur unvollständig beibringt. Für die Auszahlung von Lebensversicherungen Gefallener benötigt die Versicherungsgesellschaft den Versicherungsschein selber, die Zustimmung über die letzte Beitragszahlung und eine Mitteilung militärischer Stellen an die Hinterbliebenen. Aus dieser muß allerdings die Identität des Verstorbenen eindeutig hervorgehen. Diese Mitteilung militärischer Stellen wird bei kleineren Summen eine sofortige Auszahlung, bei größeren Summen eine Abmahnung zur Sicherung der Identität über die letzte Beitragszahlung und eine Mitteilung militärischer Stellen an die Hinterbliebenen. Aus dieser muß allerdings die Identität des Verstorbenen eindeutig hervorgehen. Diese Mitteilung militärischer Stellen wird bei kleineren Summen eine sofortige Auszahlung, bei größeren Summen eine Abmahnung zur Sicherung der Identität über die letzte Beitragszahlung und eine Mitteilung militärischer Stellen an die Hinterbliebenen. Aus dieser muß allerdings die Identität des Verstorbenen eindeutig hervorgehen.

Ueber die Fragen, ob bei Lebensversicherungen von Vermissten die Beiträge weiter zu zahlen seien und wann, falls mit dem Tode des Vermissten zu rechnen sei, die Auszahlung der Lebensversicherungssumme erwartet werden könne, wird uns von zuständiger Seite mitgeteilt: Wenn durch ein Schreiben des Trübsandens oder einer zuständigen militärischen Dienststelle nachgewiesen wird, daß der Vermisste als Vermisster gilt, so wird sich die Versicherungsgesellschaft bei einem entsprechenden Antrag in den meisten Fällen bereit erklären, die laufenden Versicherungsbeiträge zu funden, bis die Frage, ob der Versicherte noch lebt oder nicht, endgültig geklärt ist. Dabei ist wichtig, daß der Versicherte in dem betreffenden Schreiben unmißverständlich benannt ist. Wenn Angehörige eines Vermissten, die von diesem bisher verlor worden und in der Versicherung als Beginnliste bezeichnet sind, durch das Vermissten in eine erste Postlage geraten, so können die Gesellschaften, sofern mit hoher Wahrscheinlichkeit anzunehmen ist, daß der Vermisste gefallen ist, auf Antrag einen Teil der Versicherungssumme im Voraus zu zahlen. Viel später eine amtliche Todeserklärung vor, so ist die Voraussetzung für eine endgültige Auszahlung der Versicherungssumme oder der Restsumme.

drei an der Front stehen, schrieb dem Gastwirt Laurianu einen Brief, in dem er ausführlich seine Familienverhältnisse darlegte. Zu seiner Ueberraschung erhielt er polnendend den kurofen Auftrag, er möge jedem seiner sieben Söhne einen Viertelliter Blut abzapfen, das gesamte so gewonnene Blut drei Minuten auflocken lassen und sodann in Flaschen füllen, die er unter Angabe eines angemessenen Preises Herrn Laurianu schicken möge. Inzwischen übermies der Gastwirt für vorläufige Auslagen um einen Vorschuß von 1500 Lei. Vater Surmuzaki brachte Brief nebst Geld zur Polizei.

Die Polizei fand den Fall höchst verdächtig. Was wollte ein Gastwirt mit sieben Viertelliter Menschenblut? War hier ein Wahnsinniger, ein Vampyr oder gar ein Staatsfeind am Werke? Nichts von alledem. Nur ein — Liebestranke. Und einer jener Leichtgläubigen, die nicht alle werden und auf deren Kosten es sich gut leben läßt. Das stellte sich nämlich heraus, als man dem Gastwirt Spatar Laurianu zum Verhör vorlud. Seine hübsche junge Frau Girefica, so berichtete er, die er über alles liebte, war ihm davongelaufen. Krank vor Sehnsucht wandte er sich an ein schänerin bekanntes Weibchen namens Elena Gruta und beschwor sie, das ungetreue Eheweib wieder zur Besinnung zu bringen. Die „Hexe“ witterte ein gutes Geschäft. Zunächst ließ sie sich die gesamte Garderobe der Entschwundenen ausfändigen nebst 10 000 Lei für Unkosten, die sie „im Verkehr mit den Geitern“ habe. Dann erklärte sie, sie könne erst weiter „arbeiten“, wenn sie das Blut von sieben Söhnen einer Familie in Händen habe, das man der treulosen Girefica einflößen müsse, um sie zur Rückkehr zu bewegen. Natürlich war die „Jauberin“ überzeugt, daß Laurianu niemals diese Bedingungen erfüllen könne, aber sie unterwarf sich seiner Sehnsucht. Mit Hilfe eines Inzerats gelang es ihm tatsächlich, die gewünschte Familie zu finden, allerdings mit dem Erfolg, daß nun die „Jauberin“ wegen Betruges verhaftet wurde, während der leichtgläubige Gastwirt eine behördliche Ermahnung erhielt, seine Eheprobleme auf vernünftige Weise zu lösen.

Versailler Vitamintörtchen, eine bittere Sache

Versailles. Hier wurde ein Gastwirt verhaftet, dessen ledere Vitamintörtchen eine ganze Schandhaule aufgeführt haben. Hinter Schloß und Riegel gefand er, daß er die Vitamintörtchen von der „Secours National“ in Versailles bezogen hätte, einer der NSD-Volkswohlfahrt entsprechenden Einrichtung. Auf einmal ermieien sich die Behörden für einige Honoratioren als bittere Pille. Denn als man bei einem Ueileitungschef der „Secours National“ über das Haus suchung hielt, fanden sich große Vorräte an Schokolade, Konferven, an Schuhen, Kleidungsstücken und an Brennholz. Ein weiterer Ueileitungschef entpuppte sich als Großhändler für Kartoffeln und Wein, die sein Fahrer aus den Beständen der Secours National an die einzelnen Händler brachte, und, um das Trio vollzumachen, blieb auch ein dritter Ueileitungschef, der Brennholz verschoben hatte, ebenfalls nicht verschont. Auch der Feuerwehrahptmann von Versailles, der mehr als privatem als als dienstlichem Eifer sich für das schöne Brennholz interessiert hatte, wanderte ebenso hinter Schloß und Riegel wie einige Angestellte der Secours National, einige Köche, Wirte und Kantinenbewirtschaftler. Die Untersuchung geht weiter, heißt es in amtlichen Text, und es wäre möglich, daß sie zu weiteren sensationellen Verhaftungen führe.

Zweimal Mark Twain

Auf einer großen Gesellschaft, die ein Millionär gab, erwartete man, daß Mark Twain die Schleusen seines Humors öffnen würde. Ueber Erwarten aber war der Schriftsteller einflüßig. Der Gastgeber war sehr enttäuscht und sagte schließlich nach einigen mißglückten Versuchen zu Mark Twain: „Ich glaube, der größte Mark der Vereinigten Staaten könnte Sie heute nicht zum Lachen bringen.“ „Versuchen Sie's doch mal!“ war die prompte Antwort. „Wu.“

Auf einem Bankett sah Mark Twain neben dem Redakteur des „Blattes“ „Bud“, in dem der Schriftsteller oft durch den „Salao gezogen“ wurde. Die beiden unterhielten sich aber hier auf beste. „Ich vermute“, fragte Mark Twain, daß Sie häufig gute Witze eingekauft bekommen?“ „Aber natürlich!“ antwortete der Redakteur. „Warum druden Sie die dann nicht ab?“ „Wu.“

Heimat in der Fremde

Weit fort von mir wohnt meine Mutter. Und ebendort im schmalen Gäßchen hinterm Waterhause weht nach waderer Walsch-tüchenarbeit auch meine Wäsche von der Leine.

Alle vier Wochen landet ein schweres Paket in meinen Händen. Mutter hats sein säuberlich gepack, verschürt und an mich gefandt. Es enthält Wäsche, und dazwischen steet immer ein Liebes Mit-bringel, ein paar rotwangige Äpfel oder ein Stüd selbstgebadener Krugel. Wenn ich dann mein Deckbett und die Kopfkissen überzogen habe, in einen neuen Schlafanzug geschlüpft bin und mich wohlig in die Feder kuschle, riecht alles so frisch, so heimelig-vertraut, so wie Liebes guts Zuhause.

Da Mutter mich so gut versorgt, schlafe ich in der Fremde wie in der Heimat. Joh. Blochberger.

Glückwünsche des Führers an Generalintendant Prof. Clemens Krauß

München: Dem Generalintendanten der Bayerischen Staatsoper, Generalmusikdirektor Prof. Clemens Krauß, wurden zu seinem 50. Geburtstage zahlreiche Ehrungen zuteil.

Der Führer ließ ihm durch Gauleiter Paul Giesler ein Dank-schreiben und sein Bild mit einer persönlichen Widmung überreichen. Mit dem Gauleiter beauftragten den Generalintendanten tele-graphisch oder brieflich neben vielen fäbrenden Persönlichkeiten des Reiches Reichsminister Dr. Goebbels, Reichsleiter Baldur von Schirach, die Gauleiter Dr. Scheel, Dr. Rainer und Franz Josef.

Als besondere Ehrengabe der Wiener Philharmoniker, mit denen Clemens Krauß seit Jahrzehnten aufs engste künstlerisch verbunden ist, empfing er den „Ring der Wiener Philharmoniker“.

Gauleiter Reichsstatthalter Dr. Scheel berief mit Zustimmung des Reichsministers für Volksaufklärung und Propaganda den bisherigen Direktor des Duffelbörser Schauspielers, Peter Stanichna, zum Intendanten des Salzburger Landestheaters.

Der Gesandte des Himmels

Anekdote von Robert Walter

Unter den Generalen, Ministern und beamteten Messieurs war keiner, der von der Reichswehr seiner Dienstgeschäfte um eine Spanne getrieben wäre, denn hier am Hof des Alten von Sanssouci, des Philosophen und Spotters, waren die Funktionen und Posten keinesfalls nicht minder bizarr und ausgereicht, als die Kompanien, Bataillone und Regimenter zu jenen Zeiten, da Vivat Friederich die Schlachten von Hohenfriedberg, Leuthen oder Jorndorf schlug. Nur der junge Kammerherr Luchefini, des Königs Günstling — Marquis Girolamo Luchefini aus Lucca, dem bislang niemand prophezeit hatte, daß er unter dem Namen Friedrich Wilhelm preussischer Gesandter Staats- und Kriegsminister werden würde — erlaubte es sich, ein einziges Mal aus der Reihe zu tanzen, wobei er das Glück hatte, die Gnade seines wohlaffektionierten Königs nicht zu verlieren.

Entgegen der Order, unangemeldet zur nachmittäglichen Vorlesung des Schlag fünf Uhr zu erscheinen, bestand er eines Tages — so geschicklich wie unabweislich — beim diensttuenden Kammerhelfern auf Anmelddung, tat auch die besorgten Einwürfe des Salaien, es sei wider den Befehl, und der König solle schon am Pult und erwarte ihn, nachdrücklich und überlegen ab und trat endlich nach erstatter Meldung ein, an der Tür verharrend. „Was wandelt ihn an, Marquis, daß Er gemeldet sein will?“ jagte der König unwirsch, und Luchefini antwortete, geschmeidig und gefällig nach seiner Art: „Ich bin nicht der Marquis von Luchefini —“ und dann mit feierlich erhobener Stimme: „— ich bin der Gesandte des Himmels, Eure.“ Der Alte wandte hochend den Kopf und richtete die beiden blauen Sonnen fragend auf diesen neuesten Narren, der nun ein bedrucktes Papier entfaltete und seine Heilsbotschaft demonstrierte: die jüngst die Vorleser einer militärischen Anstalt zu Potsdam diese Umbrisse, ein sogenanntes Oratorium getan und sich auch zum Zweck gültiger Vermittlung bei königlicher Majestät an einige Militärs und Hofherren gewandt hätten. Da jedoch niemand von den Herrschaften für die himmlische Barmherzigkeit bei solchem irdischen Anlaß zugänglich sei, nach Ordnung und Reglement oder auch nach eigenem Bedünken, so habe sich denn Seiner Majestät Vorleser und literarischer Adjutant schließlich vom Parnas in den näheren Himmel hinausbegeben und komme eben von dort auf diese irdische Erde zurück, um des Königs von Preußen Militärität mit einer Handvoll Friedrichsdors zu erlösen.

Der Alte erhob sich gebückt und lächelte spöttlich — der hoch-tönige „Gesandte des Himmels“ mochte ihm noch im Ohr nach-

klingen. Da hatte also die notwendig gestrenge Order unverjehens eine Lücke gezeigt, durch die dieser Diplomatikus geschlüpft war. Aber man würde sie bezeiten schließen müssen, denn wie sollte ein Staat bestehen, dessen Diener sich nach Laune in fremden Gesellschaften tummeln durften? Wohlgerühmte die Feder das Schwert zu spielen wünschte? Wo man die Postenfiskus verwechselte und am Ende die Pferde zu Feln oder gar die Fel zu Pferden machte? „Marquis“, sagte er und hielt in Distanz vor dem Kommissär der mildtätigen Anstalt, „Er weiß, daß ich kein Geld habe. Die Ueberweisungungen haben es ausgezehrt, dazu die letzten schlechten Ernten. Zum Ueberflus sind auch die üblichen Spitzhüter am Wert gemessen und haben ihren König bestohlen. Wir haben erfahren: je höher einer steht, desto mehr wird er betrogen — am meisten der liebe Gott, Sein himmlischer Souverän. Retten wir uns also aus der betrügerischen Welt auf unseren lauterer Parnas, wohin wir zu dieser Stunde gehen.“

Damit schien der Zwischenfall beigelegt, und der Monarch, der kleine große Friedrich, begann ein Gespräch — wie gegen sich selbst — über die Erbdenheit des Humors bei den Stoikern, über den heiteren Dämon, und ergabte sich am Widertritt von Zitat. In nächster Frühe aber, bei halber Nacht, erschien der Posturier am Bett des Kammerherrn von Luchefini und bestellte ihn, nicht ohne gemeinere Feierlichkeit, zur Audienz in den Marmonaal vormittags elf Uhr. Dem Marquis erwachte das Gewissen. Eine befremdliche Bängnis fiel ihn an, denn im Marmonaal empfing der König nur Bevollmächtigte auswärtiger Potentaten oder hielt über eigene Hof-beamte Gericht, wenn es ihre Verabschiedung galt. Klopfenden Herzens stand er endlich beim Glodenschlag auf dem elend glatten Parkett, des Spruchs gewärtig, als sich die Pforten öffneten und der König mit kleinem Gefolge eintrat, in Uniform und bester wie zur diplomatischen Parade. Luchefini verbeugte sich huldigend, und der König hob den Dreispitz einer Handbreit. „Mein Herr Gesandter des Himmels ohne gültiges Akkreditiv“, sagte er scharf, und das Vergnügen suchte ihm jäh im Bild, „ich habe die Ehre, Ihnen mit der Audienz den verdienten Abschied zu erteilen. Darf ich Sie bitten, Ihr Verabschiedungsschreiben in Empfang zu nehmen — zugleich mit meinen besten Wünschen für Ihre Mission an anderen Orten.“ Damit ließ er dem erschrockenen Kammerherrn ein gefaltetes Schriftstück überreichen, grüßte abermals und schritt an der Spitze des Gefolges hinaus, als wäre der feierliche Aktus nur eine Komödie für ihn. Der Marquis Luchefini riß das Siegel auf, las statt des Verabschiedungsbetrags eine Anweisung auf fünfzig Friedrichsdors für die Vorleser der mildtätigen Anstalt — und erschien nachmittags fünf Uhr wiederum unangemeldet bei seinem gnädigen König, wo man denn in der täglichen Lektüre ohne weitere Erinnerung an die himmlische Ambassade fortfuhr.

AUS KARLSRUHE

Die Wehrmacht sammelt für das Kriegs-WGW

Nach bisherigen Erfahrungen weiß man, daß an Tagen, an denen die Wehrmacht sammelt, die Spenden doppelt fließen, weil die Verbindung zwischen den Volksgenossen und ihren Soldaten besonders stark und innig ist.



So werden Pioniere für ihre Veranstaltungen am kommenden Sonntag. Unser Bild stellt die Seitenansichten eines umfassen Straßenschildes dar, der in diesen Tagen mit Gelang durch Karlsruhe Stadteile fährt.

Als schöne und wertvolle Abzeichen werden in diesem Jahr die kleinen Bäcklein angeboten, die dem Leben und den Taten von 20 gefallenen Ritterkreuzträgern gewidmet sind. Wir brauchen nur Namen wie Mölbers, Fren, Brinforth, Endraß, Koeppen und andere zu nennen, um zu wissen, daß wir den Männern, deren kurzer Lebensabriß diese Bäcklein enthalten, zutiefst verpflichtet sind. Es ist daher einfach eine Selbstverständlichkeit, daß wir im Bewußtsein, daß dies das geringste ist, was wir tun können und was wir diesen Helden schuldig sind, am Sonntag geben, was wir vermögen.

Änderungen im Güterverkehr

Um der Wirtschaft die Umstellung auf die Änderungen im Güterabfertigungsverkehr zu erleichtern, treten die auf 1. April 1943 angeordneten Maßnahmen, betreffend 1. Befestigung des beschleunigten Güterverkehrs, 2. Einführung der Frankaturzwangs für Güterbeförderungen, 3. Aufhebung des Barvorschlusses, Zulassung von Nachnahmen nur noch bei Wagenladungsänderungen von einer bestimmten Höhe ab, erst am 1. Mai in Kraft.

Meldepflicht für Doppelwohnungen und Wohnungen von Einzelpersonen

Wie schon kurz mitgeteilt, hat jeder Wohnungsinhaber, der über mehr als eine selbständige möblierte oder unmöblierte Wohnung für seinen eigenen Bedarf oder den seiner Familie innerhalb des Deutschen Reiches verfügt, hierüber bis zum 10. April 1943 eine Meldung an jede untere Verwaltungsbehörde, also für die kreisangehörigen Gemeinden an den Landrat und für die kreisfreien Städte an die Oberbürgermeister zu machen, in deren räumlichen Bereich er eine oder mehrere derartige Wohnungen besitzt. Das Rechtsverhältnis, auf Grund dessen ein Wohnungsinhaber über seine Wohnung verfügt, ist für die Meldepflicht ohne Belang. Auch Eigenheimbesitzer, Inhaber von Wohnungen im eigenen Haus und Untermieter sind also meldepflichtig.

Ebenso hat jede Einzelperson, die eine selbständige möblierte oder unmöblierte Wohnung innehat, dies unter Angabe der Zahl der zu der Wohnung gehörenden Räume und der etwa darin befindlichen Untermieter und Untermieterfamilien bis zum 10. April 1943 der Gemeinde zu melden. Als Einzelperson gilt der Mieter oder Benutzer der Wohnung, wenn zu seinem Hausstand weder sein Ehegatte noch Verwandte oder Verschwägernde von ihm

Fahrt nach Karlsruhe im Bresanertal

Von Arthur Valdenaire

Das Gelände ist hier topfeben. Weithin in der Runde breiten sich wohlgepflegte Felder aus, bepflanzt mit Getreide, Hirse, Kartoffel, Mais und Sonnenblumen. In der Ferne taucht mit einem Mal über dem Horizont ein Turm auf — Karlsruhe. Bald fahren wir im Hogen in das Dorf, an den ersten Häusern vorbei in die breite Hauptstraße ein. Die Kirche steht breitgelagert vor uns und ihr schräg gegenüber das Gemeindehaus, vor dem eine Fahnenkreuzfahne uns entgegenruft. Kinder kommen gerade aus der Schule, blonde Mädchen, blaueäugige Buben. „Dumme!“, ruft einer, „ein dautischer Offizier!“, „Heil Hitler!“, „Heil Hitler!“ rufen alle mit erhobenen Händen.

Karlsruhe, gegründet im Jahre 1810, liegt in einem Seitental des Rheins, 120 Kilometer nordöstlich von Odesa und auf der Westseite des Buzs, von diesem etwa ebenso weit entfernt wie die badische Landeshauptstadt vom Rhein. Seinen Namen erhielt es von seinem Gründer, dem Liebtaler Oberfeldzeugführer Franz Britner, da die meisten der Ansiedler aus Baden, und zwar aus Unterbaden stammten. Im Untertal liegen noch mehr ähnliche deutsche Kolonien, so die Dörfer Karlsruhtal, Landau, Speyer, Liebtal, Raftat, Worms, Waaterlo, Rohrbach und andere, Gründungen, die allerorts den Eindruck eines gefunden Wohlstandes machen und an Sauberkeit und Schönheit der baulichen Anlage den Gemeinden in der Heimat nicht nachstehen.

In zwei großen Jügen waren einst deutsche Auswanderer vor und nach 1800 infolge mangelhafter wirtschaftlicher Verhältnisse in der Heimat nach Rußland ausgewandert, und zwar in den Jahren 1763—1768 auf Einladung der Kaiserin Katharina, 25 000 Deutsche an die Wolga und 1804—1819 etwa 60 000 Kolonisten in die Südukraine auf Grund des am 20. Februar 1804 von dem Kaiser Alexander dem ersten gegebenen Auftrags zur Besiedelung des Ober-

sonischen Gouvernements, das 1791 den Türken entrissen worden war. Im Jahre 1808 hatten sich zur Auswanderung 50 Familien aus der bayerischen Pfalz, aus dem Elsaß und aus Baden, aus dem 26 Familien kamen, zusammengefaßt, waren zuerst zu Schiff nach Ostpreußen, dann im Herbst nach Odesa gekommen, von wo aus sie im Frühjahr 1809 zur Besiedelung des Landes nach Norden zogen. Die erste Zeit war sehr hart und die Kolonisierung des verödeten, indessen sehr fruchtbaren Bodens mit viel Entbehrung und Mühsal verbunden.

Die Anlage des Dorfes Karlsruhe wird bestimmt durch den mitten hindurchziehenden Fuchsbach, auf dessen östlicher Seite die von Norden nach Süden führende Hauptstraße, heute Adolf-Hitler-Straße genannt, und auf der Westseite die Berggasse liegt. Die weitestgehenden, zumeist massiv aus Mischelkalk gebauten, in größeren Abständen auseinander liegenden, jedoch geschlossenen aneinandergereihten Wohnhäuser stehen fast ausnahmslos mit dem Giebel nach der Straße und weisen in ihrer baulichen Anlage die gleiche Raumeinteilung wie das Bauernhaus in der Heimat auf, nach der Straße zu eine oder zwei Stuben, anschließend nach hinten die Küche nebst Vorräum, dann ein Vorratsraum und das Badhaus, endlich ein Schuppen, der gewöhnlich mit der die Rückseite des Hofes abschließenden Stallung in Verbindung steht. Eingang und Fensteröffnungen der von Osten nach Westen orientierten Häuser befinden sich hauptsächlich an der Südseite, die Nordseite dagegen ist zumeist zum Schutz gegen den Nordwind fensterlos. Die Dächer sind mit Schilf, zum Teil auch mit Weiden oder Blech bedeckt, die Giebelbretter an der Vorderseite der einständigen Häuser endigen zumeist in ausgedehnten Pferdeköpfe. Vor jedem Haus liegt, von einer meterhohen Mauer nach der Straße zu abgeschlossen, ein schmaler Vorgarten. (Schluß folgt)

Kurz notiert — kurz gelesen

Das Eiserne Kreuz 2. Klasse erhielt Obergefreiter Erwin Kuch, Langestraße 84.

Auf eine 10jährige Tätigkeit bei der Firma Hammer und Helling kam heute Fraulein Anna Wunsch zurückzukehren. Sie wurde aus diesem Anlaß von der Betriebsführung sowie der Gefolgschaft geehrt.

Die Hitler-Jugend veranstaltet am Sonntag um 9.30 Uhr auf dem Lagerplatz eine Gedankstunde für den gefallenen Kreisjugendwart und Hauptstellenleiter des Bannes 109, E. Ungemach.

Kriegsstreifen des Männerturnvereins. Im 43. Kriegsstreifen des M.T.V. gedachte der stellvert. Vereinsführer J. Lacher der im Felde stehenden Kameraden und brachte ihre neuesten Front- und Heimat verbindenden Feldpostbriefe zur Kenntnis. Anschließend sprach er Worte ehrenden Gedankens für den verstorbenen Reichssportführer v. Tschammer und Osten, für zwei weitere auf dem Felde der Ehre gefallene Kameraden, sowie für die vor kurzem verstorbene Turnerin Frau Prof. Emma Dürner. Die im Urlaub anwesenden Feldgrauen Peter Weber und Verb. Döhle erhielten den silbernen Erinnerungsblech des Vereins. Weiter beschloß der Verammlungsleiter das Ehrenmitglied Rudolf Schurr zu seiner Auszeichnung als Ortsgruppenamtsleiter der NSD. mit dem Kriegsverdienstkreuz 1. Klasse. Stellv. Oberturn-

wart Schweinfurth berichtete über die Weiterentwicklung des Turnbetriebes.

Spezialplan des Badischen Staatstheaters

Großes Haus. Sa. 3. 4. 18.30—21.00 Uhr: „Schön ist die Welt“. Auser Miete, Badmiete, gütig. So. 4. 4. 18.30—20.30 Uhr: „Schön ist die Welt“. Götter. Volk. f. Ady. — Mo. 5. 4. 18.30—21.00 Uhr: „Der Glanz“, Schaub. 9. Montags-Sondermiete, Badmiete, gütig. — Di. 6. 4. 18.30—21.00 Uhr: „Mina von Parabelm. Götter. Volk. im Veranstaltungsbereich der NS. — Mi. 7. 4. 18.30—20.30 Uhr: „Klassische und moderne Tanzwerke“. 19. Mittwoch-Miete, Badmiete, gütig. Donnerstag 8. 4. 18.30—20.30 Uhr: „7. Einfontenzer der Badischen Staatstheater“. Triquet: Generalmusikdirektor Hans Weibach, Solist: Karl Giesler. — Fr. 9. 4. 18.30 bis 20.30 Uhr: „30. Brauch der NS. — Sa. 10. 4. 18.30—21.15 Uhr: „Don Cesar“. Operette von Paul Dessler, Reinholdenauer. Auser Miete, Badmiete, gütig. — So. 11. 4. 18.30—19.00 Uhr: „Schön ist die Welt“. Götter. Volk. Badmiete, gütig. — Mo. 12. 4. 18.30—20.45 Uhr: „Der Waffenschmied“. Auser Miete, Götter. Volk. f. Ady. — Di. 13. 4. 19.00—21.00 Uhr: „30. Brauch der NS. — Mi. 14. 4. 18.30—20.45 Uhr: „Die unabhärgbare Frau“. — So. 11. 4. 18.30—20.15 Uhr: „Die unabhärgbare Frau“.

Was bringt der Rundfunk?

Der Rundfunk am Samstag, 3. April. Reichsprogramm: 12.35—12.45: Der Bericht der Lage. 14.15—15.00: Film. Scherz spielt auf. 15.00—15.30: Unterhaltung mit Traueria Schöner. 16.00—18.00: Punter Samstag-Nachmittag. 19.45—20.00: Das Frische Frisch. 20.20 bis 21.00: Musik zur guten Laune. 21.00—21.05: Das Geläch der Woche. 21.05—21.30: Das deutsche Tanz- und Unterhaltungsschaffen. 21.30—22.00: Beschwänzte Reisen. — Deutscher Reichs-Rundfunk: 17.10 bis 19.30: Graener, Dvorak, Brahms. 20.15—22.00: Aus Oper und Konzert. „Der Balgazzo“.

Sterbefälle in Karlsruhe

25. März: Plus Benzinger, Schreiner, Chemann, 69 J. alt, Heilensheim. 27. März: Karl Hoff, Antimann, Chemann, 63 J. alt, Heilensheim. 28. März: Karin Rosina Stenzel, 2 J. alt, Kronitz. 2. Margareta Beegelin, D.M.A.-Belegin, ledig, 44 J. alt, Walldorfstraße 14. Karl Benker, 6 J. alt, Wabenerstraße 9a. Harry Rurhard 3 Monate alt, Schwanstr. 29. März: Ferdinand Anshel, Vertriebsmeister, Chemann, 61 J. alt, Leopoldstr. 30. Armin Bauer, Steuerberater, Chemann, 64 J. alt, Feuerbachweg 27. Wilhelm Müller, Postinspektor, Chemann, 72 J. alt, Brahmstr. 10. Wilhelm Jaffe, Reichsbahninspektor, Chemann, 82 J. alt, Forststr. 3. Barbara Wilhelmine Rosenberger, ledig, 73 J. alt, Trautstr. 10. März: Anna Künner, Angestellte, ledig, 74 J. alt, Winterstr. 14. 2. St. Marie Engler, geb. Werle, Ehefrau, 69 J. alt, Kornweg 11. Hermann Wilhelm Adolf Glos, Chemann, 78 J. alt, Volandstr. 46. Fritz Schreder, 13 J. alt, Weimervstr. 1. Maria Weimer, geb. Schill, Witwe, 6. 79 J. alt, Durlacherstr. 49. Gerwin Willibald Richter, 37 J. alt, Schwanstraße 60. 31. März: Anna Friederike Zipperle, geb. Selzer, Ehefrau, 43 J. alt, Durlacherstr. 74.



Das hässliche Mädchen

(Copyright Franz'sche Verlagsbuchhandlung Stuttgart)

Der Flügel stand weit geöffnet, und aus seinem Rachen sprangen die Triolen eines Scherzes heraus aus der Tiefe, zuerst nur ein erregtes Flüstern und Fragen, dann wilder, in Terzen und Quinten hintereinanderherfragend, fordernd, drohend — bis plötzlich von oben her eine Antwort kam, ein Befehl zur Attade, ein Aufschrei — da ging die wilde Jagd an, ein sich immer steigendes höllisches Ballett, atembeklemmend, vernichtend und befehlend, eine Orgie.

Auf der stillen Straße draußen blieben ein paar Leute stehen und lauschten mit emporgewandten Gesichtern. Ihre Hände, ihre Augenbrauen, ihre Schultern zuckten unbewußt unter der Wäste der gefitteten Haltung. Wären die im Mittelalter gewesen, so würden sie der Zauberei vielleicht verfallen sein und hätten einfach zu tanzen und zu springen angefangen, auf einem Bein, auf Händen und Füßen, sie hätten einander umarmt oder gewürgt, befehlen und verzehrt, bis sie vor Erschöpfung umgefallen wären wie tot. Später wäre dann die Urheberin der tollen Musik wahrscheinlich auf dem Scheiterhaufen verbrannt worden, nachdem man ihr die schönen großen Hände zu Gottes Wohlgefallen erst ein wenig abgeschlagen hätte.

Aber es war nicht Mittelalter, und das Scherz war vielleicht von Tschakowsky oder Dvorak, es war vielleicht auch eine Phantastie der Spielerin, die ja lauter Musik in den Händen hatte und nur da hineinzuweisen brauchte, um auszulassen.

Einige von den Zuhörern auf der Straße wußten, daß Gudula Lieberose spielte, die kommende Pianistin, die gegen Ende des Winters ihr erstes Konzert geben würde.

In dem Augenblick, als die Musik den tollsten Aufschwung genommen hatte, verstummte sie und fiel in einen Abgrund von Stille. Gudula hatte den Dampf auf die Tasten gesenkt und tastete die Dauer der Fermente ab, nach der die samtliche Kantilene einsehen sollte, verirrte Stimme aus einem schweigenden Gefilde.

In diesem Augenblick, unmittelbar nach dem Abbrechen des ungeschämten Presto, sagte im Wohnzimmer eine blecherne Stimme: „... ich vor Häßlichkeit!“

Die Stimme war vorher hinter dem rauschenden Vorhang von

Musik verborgen gewesen und nun fielen diese drei letzten Worte wie Tropfen in eine weiße Leere.

Im Vorzimmer nämlich unterhielt sich die Hausangestellte Ursula mit irgend jemand, mit einer Botengängerin oder einer Händlerin, es war ja gleichgültig. Gleich darauf klappte die Wohnungstür leise.

Die Stille breitete sich nun aus wie ein bewegungsloser Nebel, der alles zudeckt. Eine Stille, die selber zu lauschen schien mit aufgehalttem Atem, und in die wiederum Gudula hineinhorchte, misstrauisch, angespannt, als würde gleich etwas geschehen. Aber Gudula bewegte die Hand nicht, um mit der Kantilene anzufangen und die einlame Stimme aus den Saiten tropfen zu lassen.

Start dessen unterbrach von der Straße her das kurze heisere Bellen einer Autohupe das Schweigen.

Gudula machte eine Kopfbewegung, als schüttelte sie etwas ab, strich sich zwecklos über die Haare und machte ein paar Handgriffe an ihrem Rockband, aus dem die Bluse zu weit herausgerutscht war. Ihre überaus glänzenden Augen verschleierten sich zu einem gesellschaftlich-höflichen Blick, und sie feuchtete die Lippen an, um das übliche herliche Lächeln zustande zu bringen. Denn diese Autohupe, die sich eben gemeldet hatte, war der Familie Lieberose bekannt. Sie gehörte zu dem Wagen des Doktors Emil Strauß, der ehemals Theaterarzt gewesen war und jetzt in mehreren Großstädten Varietés besaß, ausgezeichnete Artistenbühnen mit den sensationellsten Programmen. Ihm gehörte auch die „Runde Halle“ in dieser Stadt, ein zirkusähnlicher Bau mit offener runder Bühne, in der Emil Strauß die internationalen Sterne des Varietés auftraten ließ.

Gudula warf einen Blick in den Spiegel und ließ die Schultern resigniert sinken. „... schön vor Häßlichkeit!“ Dieses Wort hatte ihr gequollen, ein höhnisches, niederträchtiges Wort.

Da niemand außer ihr von der Familie zu Hause war, mußte sie nun Doktor Strauß empfangen. Er verkehrte in allen guten und besten Familien, er war der elegante schmerzliche Mann, der zwischen Bürgern und Künstlern die Brücke schlug, wobei meistens die Bürger profitierten und die Künstler seufzten. Ersterer lernten einen Charme und bunten Hauch von elegantem Bagabundensdasein kennen, ließen sich loden, abschreden und zu nichts verpflichten. Die Künstler dagegen waren kaum tiefer davon berührt, in diesen häßlichen Gast zu sein und selbst, unterirdisch sich rührende Verliebtheit zu schaffen. Wenn die Frau eines Provinzialschulrates schneller atmete und die Augen niederstahl, weil ein kunkelnder schöner Italiener mit lachschwarzen Zehen sie um einen langlamen Walzer bat — derselbe, der seit einem halben Jahr die Welt in Atem hielt, weil er — nur mit einem Döschen aus Silbertriot bescheiden — den

dreifachen Galto rückwärts zwischen zwei Trapezogen machte, und dessen Schultern, Rippen und Hüften man bereits durch das Opernglas mit größter Nachlässigkeit betrachtet hatte, mit großer Nachlässigkeit natürlich. ... Ober wenn ein Universitätsprofessor neben der berühmten russischen Tänzerin saß und durch seine Brillen auf den Taft und Fall niederblickte, der ihre Beine bis zu den silbernen Fußspitzen verhallte. Dieselben Beine, die er doch auf der Bühne hatte wirbeln sehen, lang, bräunlich, herrlich und eben ohne Vorhang von Tüll und Taft. ... Wenn — es gab viele Kombinationen bei der flüchtigen Berührung zwischen Bürgern und Artisten. Und sie wußten sich so außerordentlich gut zu benehmen, diese Künstler! Sie beschwipsten sich nicht, sie benehten eine Distanz, als hätten sie Prinzenergieher gehabt, sie waren nicht neugierig, nicht vertraulich, nicht ausgesetzter als die Gastgeber selbst. Beiseiden waren sie, stolz, beherrschend und gewandt, dabei von einer Annuit des Wisses, von einer kindlichen Grazie der Herzen —. Nun, es war eben die alte Masterade, die aus dem Echten kommt. Wie sie in Wirklichkeit waren, wer sie waren, was sie dachten, wie sie sich unter ihresgleichen benehten, das wußte man nicht. Gewiß war aber, daß Doktor Strauß den misstrauischen und neugierigen Bürgern nur die berühmtesten seiner Künstler vorstellte, die „großen Nummern“. Es sollten zumeist ausländische Grafensöhne und inländische Superintendentstochter darunter sein, unter dem Schutz der bunten Decknamen. Emil Strauß war voller Geheimnisse, aber er hatte manchmal so ein gewisses Lächeln dabei. ...

Ein gewisses Lächeln, ja. Er hatte es zunächst auch, als er nun mit Gudula in dem grouen Salon sah — einem Zimmer mit allen Schattierungen von Grau, in Sesseln, Teppich, Tapeten, Kissen. ... Nur hier und da blühte aus den Handzeichnungen an den Wänden, aus einem Gardinenraum, aus einer großen schneißigen Vase ein Rinnobert auf, ein Orange, ein Laßkolo. In der schneißigen Vase standen gefüllte holländische gelbe Tulpen mit meterlangen Stielen.

Doktor Strauß, der sich zum Freund des Hauses Lieberose gemacht hatte, kam mit einer Einladung. Er machte alle Einladungen persönlich, denn er war zum Schreiben und Telefonieren, nicht aber zum Autofahren und Besudemachen zu faul. Ja, also er gab ein kleines Foto zu Ehren der Juanita Juana, die gerade in der Stadt gastierte. Brasilianerin, ganz jung noch, ein artifizielles Wunder. Der vielleicht hypnotisierte sie auch das Publikum einschließlich ihrer Tiere, einschließlich des Varietésbesizers Emil Strauß selbst?

Gudula lachte. Sie hatte mit ihrer Familie das neue Programm mit der sensationellen Juanita schon gesehen, und die Wunderdaten dieser Artistin, von der alle Zeitungen der Welt geschrieben, angestaunt.

Fortsetzung folgt

BADEN UND ELSASS



Der letzte Opfersonntag der erfolgreichste

Dem 7. und letzten Opfersonntag des Kriegs-WGB. 1942/43 verhalten die unermüdbaren Vorkämpfer zu dem bisher größten Erfolg des WGB. in Baden und Elsass überhaupt. Es wurden diesmal 2 060 956,93 RM. oder 203,27 Pfg. pro Haushalt gesammelt. Das Vorjahresergebnis betrug 1 385 083,62 RM., so daß diesmal eine Steigerung von 675 873,31 RM. oder 48,79 Prozent erzielt wurde.

Die Spitze hielt der Kreis Waldshut mit 572,60 Pfg. pro Haushalt; gleichzeitig wies er die beste Leistungssteigerung aller Kreise mit 255,92 Prozent auf.

Eppingen: Baumeister Hermann Kaller von hier, der seit über zwei Jahren beim Wiederaufbau im Elsass tätig ist, wurde mit Wirkung vom 1. April zum Kreisbaumeister im Kreis Haguenau ernannt. — Der von „RdF.“ im Engelssaal veranstaltete Bunte Abend hatte wieder vollen Erfolg. Die Künstler ernteten für ihre Darbietungen reichen Beifall.

Bruchsal: Am Sonntag findet in der hiesigen Dragonerlaserne ein Eintopfesfest statt. — Unter Mitwirkung des W.D.M.-Bereitschafts „Glaube und Schönheit“ und zahlreicher örtlicher Vereinigungen sowie Solisten veranstaltete die D.M.F. im „Bürgerhof“ zugunsten des WGB. einen Buntten Abend, der mit seinen vielfältigen Darbietungen bei den zahlreichen Gästen starken Anklang fand. — Die Badische Bühne führte mit gutem Erfolg das Lustspiel „Liebesbriefe“ von F. Hüftendorf auf. — Unter der Leitung von Obermeister W. Elz hielt das Schreinerhandwerk des Kreises Bruchsal eine Arbeitstagung ab. — Unter der Leitung des Kameradschaftsführers Heinfel hatte die Kameradschaft der ehem. gelben Dragoner ihren Jahresappell.

Unterzimmern: In vielen Heimabenden wurden von den Mitgliedern der Frauenschaft und des Frauenwerks für unsere Verwundeten über 100 Paar Hausschuhe gefertigt.

Kirrlach: Alois Hoffner 2 bestand die Meisterprüfung als Fleurer mit der Note „Sehr gut“.

Karlsruhe: In der vollbesetzten Carl-Franz-Halle wurde durch die R.S.G. „Kraft durch Freude“ ein Tanzgastspiel des berühmten Peter-Ravlinin-Balletts mit klassischer Musik vermittelt, das von einem vollen Erfolg gekrönt war.

Forbach i. Murgtal: Nachdem erst vor wenigen Tagen die Mädchen der Volkshilfe mit dem schiffmässigen „Wie zähme ich eine Frau“ und einer Jugendvorstellung „Frau Holle“ hier gastierte, wehte am vergangenen Sonntag die Badische Bühne im Hoftheater. Sie brachte uns „Die Nacht in Siebenbürgen“, die dem Film „Der Tanz mit dem Kaiser“ nahe kommt. Der Aufführung wurde stürmischer Beifall zuteil.

Appenweier: Die Verpflichtung der Jugend wurde im Sonnensaal in sehr feierlicher Weise vom Hohensträger der Partei durchgeführt. — Postkassener Franz Kaver Wiedemer, Bahnpoststr. 25, wurde das Treubienflehrenzichen für 25jährige Dienstzeit überreicht.

Jechheim: Dieser Tage unternahm 35 Bürgermeister aus allen Kreisen des Elsass eine Besichtigungsfahrt durch die Gemeinden des Lahrer Nies. Sowohl in Weichenheim wie auch in Jechheim wurden die Tabakvergerungslager, die Kartoffeldampferkolonne, mehrere Bauernhöfe mit ihren neuesten Einrichtungen, das Mühlendänndienstlager, die Kibektrappe, die Milchzentrale, Farnenfall mit Gerhartung u. a. besichtigt.

Lothmos: Beim Spielen auf einem Sägeplatz kam der achtjährige Josef Maier zwischen rutschende Stämme und erlitt einen doppelten Schädelbruch. Das Kind ist an der schweren Verletzung gestorben.

Waldshut: Der 50jährige Mitinhaber der Firma Mülhaupt u. Mann, Emil Mülhaupt, war in Fahrhaus irrtümlich ausgestiegen. Als er wieder in den Zug einsteigen wollte, war dieser schon in Gang. Mülhaupt wurde von den Bahnen erfasst, überfahren und sofort getötet.

Vörsach: Beim Spiel stürzte ein zweijähriger Knabe der Familie Knecht im Stadtteil Tumringen in den Gewerdefanal und konnte nur noch als Leiche geborgen werden.

Strasbourg: Gebietsmädelführerin Gertrud Kempf begrüßte in Strasbourg eine Gruppe von badischen und elsässischen D.M.F.-Führerinnen und Mädel, die von ihrem langfristigen ObM.F. zurückgekehrt sind.

Reinmessen: Konstanz 284, plus 6; Weinsteden 243, plus 36; Straßburg 190, plus 14; Rehl 253, plus 16; Strasbourg 237, plus 17; Karlsruhe 442, plus 57; Mannheim 294, plus 32; Caub 184, plus 17.

Heimatsspiegel aus Ettlingen und dem Albtal

Am Samstag findet in der Festhalle ein Wehrmachtsvortrag mit Filmvorführung statt. Sämtliche Politischen Leiter und Mitarbeiter beider Ortsgruppen sowie die Ortsgruppen West und Ost der W.-Frauenschaft sind verpflichtet, teilzunehmen. Die Bevölkerung wird zu diesem interessanten Vortrag eingeladen. — Die Deeresunteroffizierskule bereitet für Sonntag zahlreiche Vorträge vor, die in Ettlingen viel Freude hervorrufen werden. — Der W.D.M. 58/109 und das W.D.M.-Berk halten am Sonntag um 17 Uhr in der Stadthalle einen Elternabend ab mit einem außerordentlichen Programm. Der Abend steht unter dem Motto: „Der Frühling ist die Türe auf“.

Oberweier: Im Hien starb Karl Finkler, der Sohn des Georg Finkler, Lohmüller, den Helmbold. (M) Passerrot: Am Sonntag findet in unserer Ortschaft nachmittags 3 Uhr eine öffentliche Kundgebung statt, bei der Kreis-

Aldorf, Scheffels Lieblingsaufenthalt und Ausruhenest

Nähe dort, wo die Butach das Waldgebiet verläßt, um den ostwärts gerichteten Lauf nach Süden umzubiegen, liegt die kleine stille Gemeinde Aldorf. Es war der Lieblingsaufenthalt des Dichters Josef Viktor von Scheffel.

„Böhl umplanzte mit Hag und Bäumen, zeigt mit ländlich schlichten Klümmen, Aldorf sich als Ausruhenest.“ Mit diesen Worten hat der Dichter das liebliche Aldorf gewürdigt. In den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts war Scheffel der Bibliothekar des Fürsten von Fürstberg in Donaueschingen. Im Archiv stieß er auf die Gestalt des Diethelm von Altmegg, die ihn so stark fesselte, daß er ihn in seiner 1808 erschienenen Kreuzfahrernovelle „Juniperus“ verewigte. Immer wieder hielt Scheffel auf seinen Wanderungen von Donaueschingen her in Aldorf Einkehr und ruhte sich im Schatten der mächtigen Linde vor dem Lindewirtshaus aus, wo ihm des Lindewirts Tochter, Josefine Weister, den Gefährlichkeitsstrunk kredenzte. An der schmucken und stinken Wirtstochter fand der Dichter bereit Gefallen, daß er ihr im „Juniperus“ ein Denkmal setzte: Aus der dichtverzweigten Linde — Ruhen ein dem schmucken Kinde: Maria Gutta bringt mit dem Glas! Noch oft hielt Scheffel von 1855 bis 1860 mit seinem Freunde, dem Dogaufänger Stoder, in der „Linde“ in Aldorf Einkehr. Das durch Scheffel berühmte Lindewirtshaus wurde leider zu Beginn des Jahres 1930 von einem Schadenfeuer heimgelacht, durch das wertvolle Erinnerungen aus der Jugendzeit Scheffels und Stoders verloren gingen. Aus den Trümmern entstand eine neue, dem ab-

Vom Spaten zum Gewehr

Die Erziehung der Jugend im Reichsarbeitsdienst Besuch in Liedolsheim und Odenheim

Im Gegensatz zu den früheren Aufgaben des Reichsarbeitsdienstes, die in der Hauptsache in der Schaffung von Neuland für die Landwirtschaft bestanden — wir erinnern dabei nur an das große Werk der Flugsregulierungen und Entpumpungen von großen Gebieten in der näheren und weiteren Umgebung von Karlsruhe — fand infolgedessen eine Umstellung des Reichsarbeitsdienstes statt, als Sinn und Zweck des Arbeitsdienstes ganz den Erfordernissen des gewaltigen Ringens um Sein oder Nichtsein von Volk und Vaterland angepaßt wurde. Im Vordergrund steht heute bei den Dienstleistungen des Reichsarbeitsdienstes die körperliche und geistige Erziehung der jungen Menschen, die politische Erziehung im Sinne der nationalsozialistischen Weltanschauung, die Grundausbildung mit der Waffe für den Wehrdienst und die arbeitstechnische Ausbildung für den Brücken- und Straßenbau und ähnliche Dinge des Frontdienstes.

Was auf diesem Gebiet im Arbeitsgau 31 unter der erfolgreichen Oberleitung des Generalarbeitsführers Schinnerer geleistet wird, davon erhielten wir bei einem Besuch der Arbeitsdienst-



Eine Abteilung des Reichsarbeitsdienstes im Anmarsch zum Scharschießen (Prof.-Bildstelle)

lung Liedolsheim und des Führerlagers Odenheim in diesen Tagen unter der Führung von Arbeitsführer Crämer einen in jeder Art erfreulichen Einblick.

Was nun beim Besuch der Arbeitsdienstabteilung Liedoische in besonders angenehmer Auffassung, das was das gesunde Aussehen der jungen Leute aus Baden, der Pfalz, dem Sargebiet und aus Lothringen. Wie durch die ärztliche Betreuung, die besonders

sorgfältig gepflegt wird, festgestellt wurde, haben diese Jugendlichen trotz des strengen Dienstes während ihrer dreimonatigen Ausbildungszeit durchschnittlich erheblich an Gewicht zugenommen. Das ist wohl der beste Beweis für die gute Verpflegung der jungen Leute, von der wir uns auch überzeugen konnten bei einer Besichtigung der köstlichen Küche mit dem Aussehen der täglichen Speisefolge für die Woche. Kechnlich musterergültig wie die Verpflegung sind auch die sonstigen Einrichtungen in diesem Lager. Neben den geräumigen Schlaßsälen gibt es einen netten Speiseraum und eine große Unterkunft, in denen sich die Arbeitsdienstmänner nach des Tages Last und Mühen zum gemütlichen Beisammensein zusammenfinden, so daß der im Dienst gepflegte Kameradschaftsgeist hier eine weitere Stärkung erfährt. Von der gründlichen theoretischen und praktischen Ausbildung der jungen Leute konnten wir uns überzeugen durch Teilnahme an den Vorführungen der einzelnen Gruppen für den zukünftigen Wehrdienst, wie bei der körperlichen Erziehung durch Spiel und Sport.

Eine ähnliche musterergültige Anlage ist das Führerlager Odenheim. Schon bei der Anfahrt ist man überaus von dem eindrucksvollen Lagerbild, das hier in kurzer Zeit geschaffen worden ist. In einem großen Gelände, dessen ausgedehnte Flächen für den Gemüdebau der uniformierten Selbstverworgener von festen Wegen eingefäumt sind und einem schönen Bestand von Baum und Busch liegen die langgestreckten Unterkünfte der zukünftigen Soldaten, die im Reichsarbeitsdienst ihre vormilitärische Ausbildung erhalten. Hier befinden sich nämlich in der Hauptsache die jungen Männer des Reichsarbeitsdienstes, die als Ausbilder für die nächste Jahreshälfte auszuweisen sind. Auch hier sind es Leute aus den verschiedensten Teilen des großen Arbeitsgaues 31. Obgleich in Bezug auf den Dialekt die einzelnen Menschen sich unterscheiden, sind sie in einem gleich, nämlich in dem festen Willen, ihre ganze Kraft, ihr ganzes Wissen und Können einzusetzen im Dienst für Führer, Volk und Vaterland. Daß die meisten dieser zukünftigen Ausbilder im Arbeitsdienst wie später in der Wehrmacht körperlich und geistig schon in der Hitlerjugend geschult wurden, ist auch von die zu kurzem Besuch hier eingetroffenen „Preseonten“ sofort zu erkennen an der strammen Haltung und den klipp und klaren Antworten der Leute auf alle Fragen. Was nun die Verpflegung, die Unterkünfte und die sonstige Fürsorge für die Ausbilder und ihre „Schüler“ anbelangt, ist hier wie im Lager Liedoische ebenfalls aufs beste geordnet. Auch hier stehen alle zukünftigen Soldaten der Wehrmacht unter sorgfamer ärztlicher Betreuung, auch hier haben die jungen Leute reichlich Gelegenheit zur Ausspannung, zur Pflege eng verbundener Kameradschaft. Für die Sommerzeit steht sogar ein beachtliches Schwimmbad der Gemeinde Odenheim zur Verfügung. Alles in allem war durch die Besichtigung der beiden Lager zu erkennen, daß im Arbeitsgau 31 des Reichsarbeitsdienstes ganz Hervorragendes geleistet wird auf dem Gebiet körperlicher Erziehung und der geistigen Formung unserer Jugend im Sinne der nationalsozialistischen Weltanschauung und für den rückhaltlosen Einsatz für Führer, Volk und Vaterland. KB.

Der Staatsanwalt hat das Wort

Der Schuß auf den Chemann

Die 40 Jahre alte Ehefrau Hedwig J. aus Langenwinkel hatte sich vor der Strafkammer des Landgerichts Offenburg zu verantworten. Sie hatte am 21. November 1942 in Langenwinkel bei Fahr auf ihren Mann mit besten Mitteln einen Schuß abgegeben und ihn verletzt. Die Anklage lautete auf versuchten Totschlag. Da der Angeklagten eine Tötungsabsicht jedoch nicht nachgewiesen werden konnte, erfolgte Verurteilung nur wegen gefährlicher Körperverletzung. Die in der Hauptverhandlung eingehend durchgeführte Beweisaufnahme ergab, daß der Chemann der Angeklagten, der inzwischen wieder hergestellt war, es an der ehelichen Liebe und Treue sehr fehlen lassen, ja, daß er sich sogar öfters zu Mißhandlungen seiner Frau hatte hinreißen lassen. Wie der med. Sachverständige feststellte, war Frau J. für die Tat nicht voll verantwortlich, so daß ihr der Milderungsgrund des Paragraphen 51 Abs. 2 zuzubilligen war, auch war die Anklage, wie die Zeugenvernehmung ergab, durch die mehrfachen Mißhandlungen und Kränkungen ihres Chemannes in ihrem körperlichen und seelischen Empfinden tief erschüttert und in Verzweiflung geraten. Das Gericht kam unter gewöhnlicher Würdigung aller dieser Momente zu folgendem Urteil: Die Angeklagte Hedwig J. wird wegen gefährlicher Körperverletzung zum Nachteil ihres Chemannes zur Gefängnisstrafe von drei Monaten, welche durch die Untersuchungshaft als verbüßt gilt, sowie

zu den Kosten des Verfahrens verurteilt. Der Haftbefehl wurde aufgehoben.

Böswillige Anschwärzung

In einem an die Staatsanwaltschaft Freiburg gerichteten Brief wurde der Hauptlehrer und seine Frau in Heimbach angegeschwärtzt, sie hätten im Dorf Eier gehandelt und das Hamstergut teilweise nach auswärts verschoben. Das anonyme Schreiben trug die Unterschrift: Ein Sohn des Volkes! Als Verfasser und Verfälscher des Schriftstückes entlarvte man den 63 Jahre alten Karl W. in Heimbach, der sich nunmehr vor dem Amtsgericht Freiburg zu verantworten hatte. Die behördliche Forchung nach der angeblichen Hamsterei erbrachte den einwandfreien Tatbestand, daß die Eier auf Anregung der W.-Volkswohlfahrt für das Reserve-Lazarett Emmendingen eingesammelt und — wie eine für die Tierpflege geführte Liste ergab — restlos an das Lazarett abgeliefert. Der angeklagte Karl W. ist kein besonders räumlicher „Sohn des Volkes“, er steht wegen Trunksucht unter Vormundschaft. Das Amtsgericht verurteilte ihn wegen leichtfertig falscher Anschuldigung zu vier Monaten Gefängnis, der Richter ordnete weiter die Unterbringung in einer Heil- und Pflegeanstalt nach verbüßter Strafe an. (H)

Auch ein Zeichen der Zeit

Der Oberbürgermeister der Stadt Heidelberg gibt bekannt, daß das Städtische Leihamt vorläufig geschlossen wird, da die Inanspruchnahme durch die Bevölkerung so gering geworden ist, daß sich eine Offenhaltung nicht mehr rechtfertigt.

Musikalische Aufführung in Lahe

Ein festliches Ereignis für Lahe und die mittelbadisch-oberelsässische Landschaft war die Uraufführung der im Auftrag des Badischen Ministeriums des Kultus und Unterrichts geschaffenen Kantate „Volk auf dem Wege“ von Kurt Spanich, einem Sohne der Stadt, der zur Zeit als Musiklehrer an der Lehrerbildungsanstalt in Kolmar wirkt. Ueber 400 Personen, darunter das Orchester des Theaters der Stadt Strassburg, wirkten bei der Aufführung mit, die Chormeister Ott. Strassburg leitete. Das Werk, nach Texten neuerzeitlicher Dichter geschaffen, besteht aus fünf Teilen: „Bekemtnis“, „Schwur“, „Die Tat“, „Totenfeier“, „Einiges Deutschland“. Höhepunkte der Kantate waren die Chorfolge „Wir Werkleute alle“, die „Totenfeier“, sowie der mächtige Schluschor. Der Aufführung wohnte als Vertreter des Unterrichtsministeriums u. a. Ministerialdirektor Gärtner bei. Um die glanzvolle Aufführung, die die Stadt Lahe, zumal Oberbürgermeister Dr. Winter, ein besonderes Verdienst erworben. Mit der Uraufführung war ein Symphoniekonzert verbunden. Unter Leitung von Generalmusikdirektor Hans Rosbaud wurde Webers „Oberon-Quartette und Schuberts „Unvollendete“ in meisterhafter Vollendung gegeben. Emil Waader.

Tapferer Badener bei den Kämpfen um Charkow

Der Führer verlieh das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes an Obersturmführer Hermann Weiser, Kompanieführer in der Panzergrenadier-Division Leibstandarte „Adolf Hitler“.

Obersturmführer Hermann Weiser, geboren am 22. November 1918 in Ottenau (Baden) als Sohn eines Werkmeisters, der sich bereits im Westen als einer der ersten Zugführer des G.S. I. Klasse erworb, hat mit seiner Kompanie als Führer der Angriffsspitze an den Erfolgen der Aufklärungsabteilung der Leibstandarte im Raum südöstlich und südwestlich Charkow hervorragenden Anteil. Bei den schweren Straßenkämpfen trat er wiederholt durch persönliche Tapferkeit an der Spitze seiner Männer hervor. Bei der Einnahme der von den Sowjets stark verteidigten Stadt Balki ließ Weiser mit seiner auf Panzern aufgestellten Kompanie rücksichtslos durch die mit schweren Waffen besetzte Abwehrfront und ermöglichte durch die Schnelligkeit seines Angriffs die rasche Inbesitznahme von Balki. Auch bei den Straßenkämpfen in Charkow war Weiser das Vorbild seiner Kompanie.

